

Deutscher Reporterpreis 2016

Die Sieger

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
Reportage (2 Sieger):	
Claas Relotius mit „Nummer 440“	4
Malte Henk und Henning Sußebach mit „Der Exodus von Tel Goran“	21
Investigation:	
Katrin Langhans, Hannes Munzinger, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer, Mauritius Much und Vanessa Wormer, zusammen mit dem Internationalen Konsortium für Investigative Journalisten (ICIJ) mit „Das Leak“	42
Bester Essay:	
Lara Fritzsche mit „Frauenlauer“	56
Lokalreportage:	
Doreen Reinhard mit „Zu den Waffen“	65
Kulturkritik:	
Thomas Hüetlin mit „Auch Stuckimann unter den Opfern“	71
Wissenschaftsreportage (2 Sieger):	
Nicola Meier mit „Wer rettet Klara?“	82
Roland Schulz mit „Ganz am Ende“	100
Freier Reporter:	
Björn Stephan mit „Klassenunterschied“	113

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Interview:

Kerstin Herrnkind und Dominik Stawski mit „Es gibt keinen Trost“ 130

Innovation:

CORRECTIV als Institution

Datenjournalismus:

Paul Blickle, Kai Biermann, Philip Faigle, Astrid Geisler, Götz Hamann, Lenz Jacobsen, Anna Kemper, Martin Klingst, Karsten Polke-Majewski, Stefan Schirmer, Hannes Soltau, Julian Stahnke, Toralf Staud, Tilman Steffen und Sascha Venohr mit „Ein Land in Flammen“ 142

Webreportage:

Elisabeth Weydt, Jakob Fuhr und Christine Anas mit „Ackerbunt“ 153

Sonderpreis: Hadi Abdullah

Nummer 440

Ein junger Jemenit wird vor 14 Jahren als Unschuldiger nach Guantanamo verschleppt. Er wird gefoltert, isoliert, verhungert fast. Er hofft auf Obama, später verachtet er ihn. Jetzt fürchtet er sich nur noch vor der Freiheit.

Von Claas Relotius, DER SPIEGEL, 09.04.2016

Der Tag, an dem Mohammed Bwasir beschloss, nie wieder ein freier Mensch zu werden, begann mit Schritten auf dem Flur. Es war der 5077. Tag seiner Gefangenschaft und der Morgen seiner bevorstehenden Entlassung, kurz vor sieben Uhr, über Guantanamo wurde es gerade erst hell, als Soldaten des Hochsicherheitstrakts, Camp Delta, bewaffnet in Bwasirs Zelle traten.

Sie führten den Humpelnden aus dem Lager, zogen ihm eine Jeans und Turnschuhe mit Klettverschlüssen an, aus seinem langen, grau schimmernden Bart kämmten sie Schmutz und Staub. Der Gefangene Mohammed Bwasir, vermerkten Ärzte in ihrem Bericht, *"zeigte keine Anzeichen von Widerwehr"*.

Vor den Toren des Lagers, auf dem Rollfeld der U. S. Air Force, wartete eine C-17-Transportmaschine, bereit zum Start Richtung Europa. Der Lagerkommandeur drückte Bwasirs Hand, ein Abschied ohne Bedauern, ohne Entschuldigung. Bwasir ging auf die Flugzeugrampe zu, der Freiheit entgegen.

Für das, was dann geschah, gibt es nur wenige Zeugen, aber viele Erklärungen. Es gibt Offiziere, die behaupten, Bwasir sei krank oder verrückt. Es gibt Soldaten, die glauben, er verlor ganz plötzlich den Verstand. Und es gibt Häftlinge, die sagen, er bekam es einfach mit der Angst zu tun.

Mohammed Bwasir, 35, geboren im Jemen, hatte fast die Hälfte seines Lebens in Guantanamo verbracht, er war 14 Jahre lang eingesperrt im sichersten Gefängnis der Welt. An diesem Morgen war er bloß noch Schritte entfernt von dem Flugzeug, aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

irgendwann, von einem Augenblick zum nächsten, setzte er keinen Fuß mehr vor den anderen. Er blieb einfach stehen.

Mohammed Abdullah Ali Bwasir, Häftling Nummer 440, so steht es im psychologischen Gutachten des Naval Hospital Guantanamo Bay, ist nicht krank oder verrückt. *"Er ist ein Insasse, der seine Freiheit fürchtet ... ein Mensch, der lieber eingesperrt bleibt in einer Zelle, als in einer Welt, die er nicht kennt, zu leben."*

Die Geschichte von Mohammed Bwasir ist die eines Gefangenen. Sie handelt von einem jungen Mann, der nach Afghanistan aufgebrochen war und in einem Käfig auf Kuba landete. Sie erzählt von seinem Kampf gegen ein Lager, das ihm seine Seele raubte und das heute, fast eineinhalb Jahrzehnte später, sein Zuhause geworden ist. Nur Bwasir selbst, abgeschottet hinter hohen Mauern, kennt die ganze Wahrheit dieser Geschichte, kennt dieses Lager, das für Insassen wie ihn Camp Delta heißt, seit 14 Jahren.

Wer es besucht, wer sich hinter die Zäune Guantanos führen lässt, vorbei an einem Empfangsschild mit dem Motto "Der Freiheit verpflichtet", sieht vor allem Soldaten, aber kaum mehr Häftlinge. 89 Männer sitzen noch in den Zellen, sie spazieren jeden Morgen im Licht von Suchscheinwerfern, während aus Lautsprechern die amerikanische Nationalhymne ertönt. Keine 20 von ihnen wurden je angeklagt, und doch werden sie bewacht von 2000 Marines. Die U. S. Navy hat um das Lager herum eine amerikanische Kleinstadt errichtet, ein Potemkinsches Dorf aus McDonald's-Filialen und Freiluftkinos, aus Golfplätzen und Karaoke-Bars. Am felsigen Strand der Bucht, an dem die Gefangenen einst in Ketten landeten, spielen Soldaten an Wochenenden Beachvolleyball mit ihren Kindern. Dort, wo früher Camp X-Ray war mit seinen Folterkammern, kreisen jetzt Geier im Aufwind, wuchern Schlingpflanzen aus dem Boden, als sollten sie eine lange zurückliegende Schande bedecken.

Wer als Reporter nach Guantanamo reist, kann Mohammed Bwasir dort nicht sehen, nicht sprechen, aber es gibt Menschen, die ihm eine Stimme geben. Ein Anwalt in Atlanta. Ein Bruder im Jemen. Einstige Zellennachbarn. Und es gibt Dokumente, Lagerberichte aus Guantanamo, geleakte Geheimakten des Pentagon, auch persönliche Briefe, die helfen, seinen Fall zu erzählen. Sie führen auf das Rollfeld, auf dem dieser

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Text beginnt, und nehmen ihren Anfang weit weg von Kuba, in den Straßen von Hawra, einem erdbraunen Bauerndorf im Jemen.

Es ist das Jahr 2001, Mohammed Bwasir ist 19 Jahre alt, der Sohn eines Predigers, das viertjüngste von elf Geschwistern. Ein Träumer, der viel lacht, sagen seine Freunde. Ein naiver Junge, der sich mehr für Mädchen als für den Islam interessiert, sagen seine Eltern. Auf der Suche nach Sinn in seinem Leben, verlässt er seine Heimat.

Er reist zu seinem Bruder Salih nach Afghanistan. Salih, sieben Jahre älter, studiert in Taloqan, einer Provinzhauptstadt im Norden, er lässt Mohammed bei sich wohnen, erzählt ihm von einem Waisenheim, das Helfer sucht. Mohammed bekommt die Stelle, er kümmert sich um Kinder, deren Eltern von Taliban ermordet worden waren. Er bereitet Essen für sie zu, bringt ihnen Lesen und Schreiben bei, liest ihnen vor, wenn sie nicht schlafen können.

Sein Leben in Freiheit, so wird Mohammed Bwasir Jahre später noch hundertfach zu Protokoll geben, endet an einem Abend im November, zwei Monate nachdem in New York die Türme gefallen sind, vier Wochen nachdem US-Streitkräfte begonnen haben, Ziele in ganz Afghanistan zu bombardieren. Die Nacht ist kalt und klar, Bwasir ist auf dem Weg vom Heim zu seiner Wohnung, als Männer mit Kalaschnikows dort auf ihn warten. Vielleicht sind es Kopfgeldjäger, vielleicht Söldner der afghanischen Armee, sie reichen Bwasir die Hand, bevor sie ihn bewusstlos schlagen.

Unter Schmerzen erwacht er nicht in Taloqan, sondern in Masar-i-Scharif, auf dem Betonboden einer Kaserne, neben anderen jungen Arabern. Ihre Entführer foltern sie nacheinander. Sie zwingen die Gefangenen, nackt im Schnee zu stehen, hängen sie an Ketten auf, peitschen mit Stromkabeln auf ihre Körper. Die Männer, die Bwasir nach jedem Hieb verhören, berichtet er, sind Amerikaner ohne Uniform. "Osama Bin Laden! Mullah Omar!", wieder und wieder brüllen sie diese Namen.

Bwasir erträgt die Gewalt neun Tage lang. Irgendwann sieht er andere Männer, Pakistaner, neben sich hängen, tot. Irgendwann prügeln seine Peiniger mit Gewehren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf ihn ein, bis sein Schädel bricht. Irgendwann gesteht er alles, was sie von ihm verlangen; Verbindungen, die ihm nichts sagen, Reisen, die er nie unternommen hat.

Mohammed Bwasir, so formuliert es sein späterer Anwalt in Klagen gegen das Verteidigungsministerium der USA, befindet sich in einem "traumartigen Zustand", als er das Geständnis einer Schuld, die er nicht hat, unterschreibt.

In Dokumenten des Pentagon, in noch lange unter Verschluss gehaltenen Berichten über Bwasirs Vergangenheit und Festnahme, taucht darüber kein Wort auf. In der Akte SECRET-NOFORN-22331027 steht von diesem Tag an, in präzisen, militärisch genauen Sätzen, eine andere Geschichte über Mohammed Bwasirs Leben. Sie erzählt von einem jungen Mann, der mit gefälschtem Pass nach Afghanistan gereist war. Von einem Schulabbrecher, der seine Heimat verlassen hatte, um mit Terroristen in den Krieg zu ziehen. Sie erzählt von einem Kämpfer der Qaida, einer Bedrohung für Amerika.

Bwasirs Reise nach Guantanamo beginnt im Februar 2002, auf der U. S. Military Base in Kandahar. Eines Abends holen Soldaten ihn aus einem Kerker und binden ihm eine Windel um. Sie stülpen ihm einen Sack über den Kopf und Ohrenschützer, die alles um ihn herum verstummen lassen. Dann führen sie ihn an einer Leine um den Hals in den kühlen Bauch eines Transportflugzeugs. Kniend, nackt, Schulter an Schulter mit anderen Gefangenen, wird er dort an den Boden gekettet und wie Frachtgut verzurrt. Die Maschine fliegt 26 Stunden lang Richtung Westen, über das Mittelmeer, Europa, den Atlantik. Bwasir friert, bekommt Krämpfe, er verliert das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kommt, findet er sich gefangen in einer Wüste, in einem Labyrinth aus Stacheldraht und Zäunen. Die Sonne Kubas brennt in sein Gesicht.

Nur wenige Fotografen der U. S. Navy dürfen dokumentieren, wie die ersten Gefangenen in Guantanamo Bay landen. Was sie sehen, sind Bilder wie vor einer Hinrichtung. Teenager und alte Männer, kahl rasiert, sie stolpern an Ketten durch den Sand, tragen schwarze Taucherbrille und Mundschutzmaske, an ihrem Leib einen orangefarbenen Overall, die Kleidung der zum Tode Verurteilten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Enemy combatants", feindliche Kämpfer, so werden sie offiziell genannt. Sie sind keine Kriegsgefangenen, die Rechte oder Namen haben. Sie sind nur noch Nummern.

Am Anfang werden sie durchleuchtet, in Camp X-Ray, einem Röntgenlager in der Bucht, ohne Mauern, ohne Zellen, einsehbar bei Tag und Nacht. Soldaten des U. S. Marine Corps sperren sie dort in Käfige wie Vieh, zweieinhalb Quadratmeter, ein Eimer zum Trinken und einer zum Entleeren. Bwasir kann nicht stehen, nicht liegen, nachts kämpft er gegen Schlangen, die in seine Kleider kriechen, tagsüber gegen die Hitze, vor der er keinen Schutz findet.

Nach drei Monaten verlegt ihn der Geheimdienst ins Camp Delta, ein Lager an einer Klippe über dem Meer, mit Zementmauern statt Zäunen und fensterlosen Zellen. Mohammed Bwasir wird bald 14 Stunden am Tag darin verhört, und gibt er keine Antwort, zwingen Spezialisten des CIA die Worte aus ihm heraus. Sie entziehen ihm den Schlaf, sperren ihn ein in enge dunkle Boxen, nächtelang, manchmal auch Wochen.

Aus dem Lagerbericht vom 17. September 2003:

Der Gefangene sitzt seit 19 Monaten in Einzelhaft, isoliert von anderen Gefangenen. Er widerruft sein Geständnis.

Für seine Familie, für seine Eltern und Geschwister im Jemen, ist es, als habe sich Bwasir in nichts aufgelöst. Wer auf Guantanamo sitzt, hält das Pentagon geheim. Die Gefangenen Amerikas haben keine Namen, nicht im Lager, nicht in der Welt. Erst nach zwei Jahren entscheidet der Supreme Court, das höchste Gericht der USA, dass das Gefängnis auf Kuba in die Zuständigkeit amerikanischer Gerichte falle; dass jeder Insasse das Recht auf einen Anwalt habe.

Fast zwölf Jahre später, an einem Montagmorgen im Februar, sitzt John Chandler im 16. Stock eines Wolkenkratzers in Atlanta, an den Wänden seines Büros hängen Urkunden wie Trophäen. Chandler, 72, blaue Augen, blauer Anzug, ist ein Mann mit tiefer Stimme und rollendem Akzent, einer der renommiertesten Verteidiger

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

des Bundesstaates Georgia. Er trinkt Cola aus einer Dose, blättert durch Mohammed Bwasirs Akte, einen kiloschweren Ordner, während er erzählt, wie sein Kampf um dessen Freiheit begonnen hat.

Es ist der Sommer 2004, der "Krieg gegen den Terror" hat längst den Irak erreicht, als das Center for Constitutional Rights, eine New Yorker Organisation für Verfassungsrechte, Kanzleien in ganz Amerika für den Kampf gegen Guantanamo gewinnt. Eines Morgens erhält auch Chandler einen Anruf. Ein Gefangener aus dem Jemen, heißt es, brauche Hilfe.

Chandler, eigentlich Wirtschaftsanwalt, hat bis zu diesem Tag nur für große Firmen gearbeitet, für hohe Provisionen. Guantanamo ist juristisches Niemandsland, aber genau das reizt ihn. "Es war ein toter Winkel", sagt er, "den kein Anwalt zuvor betreten hatte."

Für Chandler, im Süden aufgewachsen mit dem Kampf um Bürgerrechte, spielt keine Rolle, ob Bwasir ein Terrorist ist oder nicht. Um Einsicht in dessen Akte zu erhalten, reicht er Klage ein gegen die Regierung der Vereinigten Staaten und ihren Präsidenten. In Civil Action No. 05-280 (GK) beantragt er bei "George W. Bush, 1600 Pennsylvania Avenue NW, Washington, D. C. 20500", den Gefangenen "Mohammed Abdullah Ali Bwasir, Guantanamo Bay, Cuba" entweder freizulassen oder die Gründe seiner Inhaftierung bekannt zu geben. Drei Monate später darf Chandler seinen Klienten zum ersten Mal sehen.

In einer Propellermaschine, die in Fort Lauderdale, Florida, startet, fliegt er, über die Bahamas, drei Stunden Richtung Südosten. Beim Anflug auf den Marinestützpunkt Guantanamo Bay fällt sein Blick auf einen Landstrich aus Wachtürmen, Baracken und kilometerweiten Zaunanlagen. "Es sah aus", sagt Chandler, "wie ein Konzentrationslager in der Karibik."

Als er Bwasir zum ersten Mal gegenüber sitzt, in einem weiß gekachelten Besucherraum, fallen ihm zuerst dessen Verletzungen auf, die Narben an seinem Schädel. Dann sieht er einen schmalen Mann vor sich, so erzählt er, "der viel gelitten hatte, der wütend war und misstrauisch, aber bereit, für sich zu kämpfen".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie können sich kaum verständigen. Bwasir spricht nur wenige Worte Englisch, Chandler kein Arabisch. Bwasir will wissen, wann der Termin für seinen Prozess sei, aber Chandler weiß keine Antwort. Es gibt keinen Prozess, keine Anklage, keine Beweise, sagt er, nicht mal ein Gericht, das die Fälle der Gefangenen verhandelt.

Aus der Akte "Bwasir vs. Bush" vom 20. September 2004:

Der Gefangene wurde keines Verbrechens überführt oder angeklagt. Hiermit wird seine sofortige Freilassung beantragt.

Es ist der Beginn eines gemeinsamen Kampfes, in Camp Delta und in einem Kanzleigebäude in Atlanta. Chandler steht Bwasir bei, er wird dessen einziger Kontakt zur Außenwelt. Er engagiert einen Übersetzer und reist bald in den Jemen, nach Afghanistan, er trifft Bwasirs Familie und dessen Bruder Salih. Je mehr er dort erfährt, je mehr auch über die Schicksale anderer Guantanamo-Insassen bekannt wird – es sind fast immer die gleichen Geschichten von Entführungen und Folter –, desto stärker zweifelt er an Bwasirs Schuld.

Bwasir selbst schreibt seinem Anwalt jeden Monat einen Brief auf Arabisch, von rechts nach links. Am Anfang taucht in seinen Nachrichten häufig das Wort "Zukunft" auf. Es ist, als glaube Bwasir, seine Gefangenschaft sei nur ein Irrtum, ein schlimmes Unrecht, das vorübergehe. Er macht Pläne für die Zeit danach. Er träumt davon, schreibt er, seinen 25. Geburtstag im Garten seiner Eltern zu feiern, "mit Akaziensaft und Pistaziencreme, unser ganzes Dorf soll kommen".

Bwasirs 23. Geburtstag ist einsam und grell. In seiner Zelle, 2,03 Meter breit, 2,44 Meter lang, brennt Neonlicht fast jede Nacht.

Die Gefangenen von Camp Delta werden aufgeteilt in drei Komplexe, im ersten die Kooperativen, im zweiten die Gefügigen, im dritten die Gefährlichen. Bwasir bleibt nie länger als eine Woche in einem Block. In den ersten Jahren wird er hin und her geschoben wie eine Figur auf einem Schachbrett. Die Gefangenen sollen nirgendwo ankommen, nirgendwo Halt finden, nicht untereinander und nicht in ihrem Glauben. Es gibt keinen Koran, keinen Teppich zum Beten, auf dem Betonboden

mancher Zellen kleben Pfeile, aber sie zeigen nicht nach Mekka, sondern nur auf die Toiletten.

Aus dem Lagerbericht vom 5. März 2005:

Besitz jedes Häftlings: 1 Seife, 1 Zahnpasta, 1 Zahnbürste, 1 Gummimatratze, 1 Trinkbecher, 15 Blatt Toilettenpapier am Tag.

Regiert wird das Lager durch ein System aus Belohnung und Bestrafung: Wer mit anderen Gefangenen flüstert, kommt in Isolationshaft. Wer kooperiert, sieht 20 Stunden Tageslicht pro Woche.

Bwasir hat viel Zeit zum Nachdenken. Er denkt über sich selbst nach, über sein Leben. Er stellt sich vor, was er mit diesem Leben anfangen würde, käme er frei. Er schreibt seinem Anwalt, er wolle nicht zurück nach Afghanistan, nur nach Hause, in den Jemen. Er schreibt, er möchte dort eine Familie gründen und einen Beruf erlernen, "Tischler oder Schmied".

Einmal im Jahr, bei guter Führung, darf Bwasir, auf einen Metallstuhl gekettet, vor einer Kommission sprechen, sich verteidigen, 30 Minuten lang. Ein Militärtribunal aus Zelten, genannt Camp Justice, soll Guantanamo erscheinen lassen wie ein rechtmäßiges Gefängnis. Einen Richter sehen die Insassen dort nicht.

Wie lange kann ein Mensch Hoffnung haben, wo hinter schweren Stahltüren und Metallwänden nur ein Nichts ist? Wie viel Ungewissheit erträgt er, bis er bricht?

Nach vier Jahren sieht Bwasir andere Gefangene, die das Warten in ihrer Zelle nicht länger ertragen, die nicht mehr daran glauben, freizukommen. In stillen Nächten, da Wachen sie kaum beobachten, bedecken sie die Kamera in ihrer Zelle mit ihrem orangefarbenen Overall, steigen auf ihr Waschbecken und erhängen sich mit dem Bettlaken. Einmal, als das Licht für ein paar Stunden ausgeschaltet bleibt, versuchen zehn Männer in einem Trakt, mit angesammelten Tabletten in den Tod zu fliehen, nur einer nicht, Bwasir.

Er kapituliert nicht, er kämpft. Gegen die Ungewissheit, gegen die Leere, auch gegen die Demütigungen der Soldaten. Mal drohen sie ihm mit Vergewaltigungen. Mal wollen sie ihn zwingen, aus einem Napf zu essen wie ein Tier. Bwasir hat keine Angst, er spuckt den Wachen ins Gesicht.

Aus dem Lagerbericht vom 19. März 2007:

Der Gefangene widersetzt sich. 27 Verstöße gegen die Lagerordnung: Besitz von Schmuggelware, Beschimpfung der Soldaten, Zerstörung von Regierungseigentum, Teilnahme an Aufständen, Missbrauch von Körperflüssigkeiten.

Mohammed Bwasir bricht nicht im vierten Jahr auf Guantanamo, auch nicht im fünften. Er bricht nicht durch die Folter, an der andere zugrunde gehen, Waterboarding, simuliertes Ertrinken.

Mohammed Bwasir, so erinnern sich Mitinsassen, wird erst im sechsten Jahr ein anderer, in der 2072. Nacht seiner Gefangenschaft.

Gegen Abend ist es, als Soldaten der "Immediate Reaction Force", einer Spezialeinheit für Züchtigungen, Bwasir aus seiner Zelle holen und sagen, sie wollen eine Party feiern. Bwasir rechnet mit Prügeln, mit Elektroschocks, aber sie sagen nur: "Der Boss wird für dich singen."

Sie ziehen ihm die Kleider aus und führen ihn in eine dunkle Kammer, die sie den "Gefrierraum" nennen. Dort zwingen sie ihn, bei zehn Grad Celsius, in eine Stressposition, fesseln seine Arme hinter dem Rücken an seine Beine. Bald staut sich Blut in seinen Adern, bald schwellen seine Glieder an, sein ganzer Körper verkrampft vor Schmerzen. Dann schalten die Soldaten, über vier Lautsprecher direkt neben seinem Kopf, Musik ein, Bruce Springsteen, "Born in the U.S.A."

Born down in a dead man's town

The first kick I took was when I hit the ground

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

End up like a dog that's been beat too much

Till you spend half your life just covering up

Born in the U.S.A., I was born in the U.S.A.

I was born in the U.S.A., born in the U.S.A.

Die Musik hämmert auf Bwasir ein, mit jeder Strophe lauter, brüllender. Sie zerfetzt seine Sinne, beginnt wieder und wieder von vorn. Bald mischt sich das Geschrei von Babys darunter, bald das Geräusch jaulender Katzen.

Got in a little hometown jam

So they put a rifle in my hand

Sent me off to a foreign land

To go and kill the yellow man

Bwasir verliert die Kontrolle über seinen Verstand, über seinen Körper. Er schreit um Hilfe, zittert, schwitzt, kauert in seinen Exkrementen. Es hört die ganze Nacht nicht auf.

Born in the U.S.A., I was born in the U.S.A.

Born in the U.S.A., born in the U.S.A.

Als sein Anwalt John Chandler ihn das nächste Mal besucht, liegt Bwasir, in sich zusammengesunken, auf dem Boden seiner Zelle und erklärt, er wolle sterben.

Es ist die Zeit, von der an Bwasir den Kampf um seine Freiheit nicht mehr gegen das Lager, sondern gegen sich selbst richtet. Es ist der Tag, von dem an er mit seinem eigenen Verschwinden droht.

Aus dem Lagerbericht vom 20. Februar 2009:

Der Gefangene tritt in Hungerstreik, verweigert die Nahrungsaufnahme.

Bwasir ist nicht der Einzige, der das Essen, das ihm die Wachen einmal morgens und einmal abends durch die Zellentür schieben, bald nicht mehr anrührt. Dutzende protestieren so für einen Prozess, für ein rechtsstaatliches Verfahren, aber Bwasirs Körper schwindet schnell, wird von Tag zu Tag weniger. Er kann bald nicht mehr aufstehen, er erbricht Blut, magert binnen Wochen ab bis auf die Knochen.

Irgendwann, als er nur noch 41 Kilogramm wiegt, dem Tod schon nahe, beschließt das Lagerkommando, ihn unter Zwang zu ernähren. Militärärzte schnallen ihn zweimal am Tag mit sechs Gurten auf einen Fixierstuhl, führen ihm einen gelben, 110 Zentimeter langen Plastikschauch, mit Honig oder Olivenöl als Schmiermittel, durch seine Nase, durch seine Speiseröhre, bis in den Magen. So pumpen sie eineinhalb Liter Flüssigkeit durch seine Organe.

Es gibt ehemalige Guantanamo-Insassen, die Zwangsernährungen erlitten haben, sie beschreiben einen Schmerz, der sich anfühlt, "als würde man von innen verbrennen". Der Gefangene kann sich nicht rühren, würgt, hat das Gefühl, am eigenen Brechreiz zu ersticken.

Bwasir lässt die Qualen über sich ergehen, 140 Tage lang. Dann, am 20. Januar 2009, wird Barack Obama, ein schwarzer Senator aus Illinois, ein Professor für Verfassungsrecht, der 44. Präsident der USA.

Es ist ein bedeutender Tag für Amerika. Es könnte auch ein wichtiges Datum für Guantanamo werden. Nur zwei Tage nach seinem Amtsantritt erklärt der Präsident die Schließung des Gefangenenlagers zur nationalen Priorität. Er kündigt an, Guantanamo innerhalb eines Jahres dichtzumachen. Er verspricht, Folter abzuschaffen, den Fall jedes Häftlings, jedes Terrorverdächtigen, zu überprüfen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es vergeht nur eine Woche, dann erreicht dieses Versprechen die Zellen von Camp Delta. Und Mohammed Bwasir, so steht es im Lagerbericht, beginnt wieder zu essen.

Er fängt an mit drei Löffeln Brei am Tag, dann jede Woche zwei Löffel mehr. Er zwingt sich und seinen Körper noch einmal auf, er will wieder zu Kräften kommen. Er beginnt Englisch zu lernen, lässt sich von Chandler ein Buch mitbringen, eine Biografie über Barack Obama, 480 Seiten, ihr Titel klingt wie ein Verheißung: "Hoffnung wagen".

Mohammed Bwasir liest dieses Buch im ersten Jahr fünfmal. Mit einem blauen Filzstift markiert er Stellen, an denen der neue Präsident gerecht und gnädig erscheint wie der Messias. Im zweiten Jahr, Obama hat den Friedensnobelpreis bekommen, liest Bwasir das Buch noch ein sechstes Mal, aber nichts geschieht, Guantanamo bleibt ein Gefängnis. Am Ende des dritten Jahres, vier Wochen nach Bwasirs 30. Geburtstag, unterschreibt der Präsident ein Gesetz, das die zeitlich unbegrenzte Inhaftierung Terrorverdächtiger legalisiert. Es ist der 31. Dezember 2011, die Gefangenen hören, wie über dem Stützpunkt Feuerwerksraketen in den Himmel schießen. Bwasir nimmt das Buch und malt Obamas Gesicht zu einer Fratze.

Aus dem Lagerbericht vom 15. Januar 2012:

Der Gefangene resigniert.

Nahrungsaufnahme: zufriedenstellend.

Mohammed Bwasir soll zu diesem Zeitpunkt eigentlich schon lange ein freier Mann sein. Er selbst kann es nicht wissen, lange ahnt nicht einmal sein Anwalt etwas. Aber so steht es geschrieben, seit Jahren, in Militärmemoranden des Pentagon.

Irgendwann geraten diese mehr als 7000 Seiten an die Plattform WikiLeaks und darüber in die ganze Welt. Es sind eigentlich streng geheime Dokumente, sie geben Einblick in einen tiefen Abgrund US-amerikanischer Regierungspolitik. Sie beschreiben und bewerten, sauber gegliedert, die Fälle von 765 Guantanamo-

Häftlingen; ihr Verhalten in Gefangenschaft, die Hintergründe ihrer Gefangennahme und die ihnen zur Last gelegten Taten.

Kaum jeden dritten stuft das Pentagon je als Terroristen ein. Viele, verschleppt nur auf Verdacht und zu Verhörzwecken, waren Lehrer oder Sozialarbeiter, Geschäftsmänner oder Gemüsebauern. Sie stammten aus mehr als 40 Ländern, der Älteste war 89, der Jüngste noch keine 14. In den Dossiers über viele von ihnen steht, schwarz auf weiß: *"Low-level-Importance"* und *"Recommended for Release"*, empfohlen zur Entlassung.

Es ist wie ein amtliches Zertifikat ihrer Unschuld. Mohammed Bwasir erfährt das von Chandler, seinem Anwalt. Er erfährt, dass Amerika ihn bereits seit fünf Jahren, genau nach der Hälfte seiner Haftzeit, nicht mehr gefangen halten will. Es will ihn loswerden, ihn abschieben, die ganze Zeit schon. Es weiß nur nicht, wohin.

Hunderte der Gefangenen schickt das Pentagon zurück in ihre Heimatländer. Aber in Bwasirs Heimat herrschen Unruhen, der Arabische Frühling zieht auf im Jemen, und die US-Regierung will keine Männer aus Guantanamo in Krisenstaaten.

Bwasirs Name kommt auf eine Liste, zusammen mit den Namen Dutzender Häftlinge, die Drittländer übernehmen sollen. Wer von ihnen entlassen wird, wann und in welches Land, weiß in Camp Delta niemand.

Es gibt ehemalige Insassen, die Glück hatten und die heute freie Männer sind. Sie leben jetzt, wie Treibgut über die halbe Welt verteilt, in England und in Uruguay, in Ghana und in Bulgarien. Auf Guantanamo, erzählen sie am Telefon, lag ihre Zelle im selben Block wie die von Mohammed Bwasir. Manche von ihnen haben ihn dort hungern sehen, andere haben ihn weinen oder schreien gehört. Aber keiner von ihnen kann genau sagen, wann er aufhörte zu kämpfen, ab wann er sich, geräuschlos, seinem Schicksal fügte.

Es geschah nicht plötzlich, sondern schleichend, sagt John Chandler, Bwasirs Anwalt in Atlanta. Er hat Bwasir in den vergangenen vier Jahren noch ein Dutzend Mal besucht, aber dessen Briefe wurden von Monat zu Monat kürzer, seltener. Er hat in Bwasirs Namen immer weiter geklagt, gegen das Pentagon, gegen die Regierung,

gegen den Präsidenten. "Irgendwann", sagt Chandler, "hat es Bwasir nicht mehr interessiert."

Es ist das Jahr 2012, Barack Obama tritt zur Wiederwahl an, und Guantanamo wird nicht geschlossen, sondern ausgebaut. Das Pentagon stellt eine Handvoll Männer, mutmaßliche Drahtzieher des 11. September, in Camp Justice vor Gericht. Die anderen Insassen werden verlegt in einen neuen Trakt, gebaut auf zwei Ebenen, wie ein modernes Zivilgefängnis.

Bwasirs Zelle dort hat einen Schreibtisch und ein kleines Fenster. Die Gefangenen tragen kurze Hosen und weiße Hemden. Sie essen halal, nach islamischem Recht zulässige Speisen, und sie dürfen miteinander reden oder Schach spielen. Sie teilen sich einen DVD-Raum mit Tierdokumentationen, eine Lagerbibliothek mit mehr als tausend Büchern, das beliebteste ist "Harry Potter".

Bwasir, sagen andere Häftlinge, spielt selten Schach, und er redet kaum. Er bleibt fast rund um die Uhr in seiner Zelle. Er beantragt einen CD-Spieler, um Musik zu hören. Wachen geben ihm eine Compact Disc mit der Aufschrift "Greatest Hits". Es sind Songs, die dem Geheimdienst einst zur Folter dienten, aber Bwasir hört sie freiwillig in Endlosschleife.

Aus Bwasirs Playlist vom Jahr 2013:

Lynyrd Skynyrd – "Sweet Home Alabama"

AC/DC – "Hells Bells"

Britney Spears – „Baby One More Time“

Eminem – "Lose Yourself"

Bee Gees – "Stayin' Alive"

Queen – "We Are the Champions"

Meat Loaf – "I'd Do Anything for Love"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach zwölf Jahren, an einem Samstag im März 2014, darf Bwasir zum ersten Mal Kontakt zu seiner Familie aufnehmen. Soldaten platzieren ihn, an drei Stahlfesseln im Boden, vor einem Computer mit Internetanschluss und Skype-Verbindung. Bwasir, verzweifelt, schreit um Hilfe, er weiß nicht, wie ein Telefonanruf über einen Computer funktioniert. Er hat keine Vorstellung, was das Internet ist, er hat es noch nie benutzt. Wundersam, fast geisterhaft in Bwasirs Augen, erscheint auf dem Bildschirm vor ihm sein Bruder Salih, grau geworden. Sie sehen einander an und schweigen lange. Sie weinen gemeinsam und kommen einander fremd vor.

Salih, schon vor Jahren aus Afghanistan geflohen, zurückgekehrt in den Jemen, erzählt von ihrer Heimat, die nicht mehr dieselbe ist. Auch dort herrscht mittlerweile Krieg. Ihre Eltern, berichtet er, haben das Land verlassen. Ihre Freunde und Geschwister leben jetzt in den Emiraten oder in Oman. Nur Salih selbst ist geblieben. Er sagt seinem Bruder, er soll stark bleiben. Mohammed Bwasir nickt und antwortet nicht.

Er sieht andere Häftlinge, Zellennachbarn, das Lager verlassen, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Camp Delta leert sich langsam wie durch ein Nadelöhr, aber Bwasir selbst richtet sich mit jedem Tag mehr ein. Er beginnt, den Takt seiner Gefangenschaft zu akzeptieren; sechs Uhr morgens Weckruf, sechs Uhr abends Antreten zum Durchzählen, zweimal am Tag essen, dreimal die Woche duschen, viermal im Monat Kraftsport. Manchmal, wenn sich an Nachmittagen der Geruch gebackener Zitronenhähnchen im Block ausbreitet, wenn es Baklava zum Nachtsch gibt oder wenn über Lautsprecher der Gesang eines Muezzin erklingt, verliert Bwasir seine Wut und das Gefühl dafür, wogegen er noch kämpfen soll.

Er sieht die Fußballweltmeisterschaft im Fernsehen. Ein Flatscreen in Camp Delta zeigt alle Spiele in Brasilien mit Zeitverzögerung auf Kuba. Bwasir sieht bunte Farben, Menschenmassen, lachende Gesichter. Sie erscheinen ihm unwirklich.

Er füllt seine Zelle mit Gegenständen, hängt Poster der afghanischen Berge an jede seiner vier Wände, stapelt Bücher und Zeitschriften davor. Er liest Artikel über die Welt außerhalb Guantánamos, und er erkennt die Welt, die darin zum Vorschein kommt, nicht wieder. Osama Bin Laden, erfährt Bwasir, ist schon lange tot. In New York, wo einst Ground Zero war, steht jetzt das One World Trade Center. Über al-

Qaida, über die Taliban liest Bwasir nirgends etwas, nur über einen "Islamischen Staat", der kein Staat ist.

Aus einer Beurteilung vom 1. August 2015:

Der Gefangene erwirbt ein Photoshop-Zertifikat.

Die Gefangenen von Guantanamo sollen "life skills" sammeln. Sie sollen sich, wie ganz normale Langzeithäftlinge, auf ihre Rückkehr in eine freie Gesellschaft vorbereiten. Das Leben dort, versteht Bwasir, hängt ab von Computern. Zwei Stunden am Tag, in Räumen wie Klassenzimmern, lernt Bwasir den Umgang mit Photoshop und Microsoft Word. Er lernt, wie man eine Bewerbung schreibt und einen Businessplan erstellt, wie man einen Lebenslauf formatiert und seine Finanzen verwaltet. Aber je mehr er lernt, je näher seine Freilassung zu rücken scheint, desto häufiger denkt Bwasir darüber nach, wer einem Mann aus Guantanamo einen Job geben würde und was in seinem eigenen Lebenslauf stehen sollte; welche Erfahrungen, welches Zuhause.

Manchmal, wenn John Chandler ihn besucht, gesteht Bwasir seinem Anwalt, sich zu fürchten. Er zweifelt, ob er sich in einer anderen Welt zurechtfindet, ohne Freunde, ohne Familie, ohne einen einzigen Menschen, den er kennt.

Die Welt von Camp Delta, schreibt er in einem seiner Briefe, erscheint ihm "*klein, aber vertraut*". Sie besteht aus Beton und Befehlen, aber es herrscht Ordnung in dieser Welt. Sie gibt ihm vor, wann er schlafen darf, wann er essen darf, wann er beten darf. Ein schwarzer Pfeil, am Fußende seiner Pritsche auf Metall gesprüht, weist ihm die Richtung, "Makkah, 7206 Miles". Er muss in dieser Welt nicht selbst sein Wächter sein. Guantanamo wacht über ihn.

Es war einmal ein Lager, aus Amerikas Angst geboren. Es ist heute, 14 Jahre nach Bwasirs Ankunft, eine Milliarden Dollar schwere Festung seiner Paranoia, mit Fitnessräumen und Aquarellmalgruppen, umrahmt von meterhohen Mauern.

Bwasir, erzählen Lagerkommandeure, fuhr an diesen Mauern vorbei an jenem Tag im Januar, dem Morgen seiner bevorstehenden Entlassung. Ein Militärbus brachte ihn aus Camp Delta, durch sieben Kontrollbarrieren, bis zum Rollfeld, wo das Flugzeug auf ihn wartete. Der Pilot im Cockpit hatte ein Ziel in Osteuropa eingegeben, Kursrichtung Balkan. Bwasirs Zukunft, sein neues Zuhause, lag in einem Land, von dem er nie zuvor gehört hatte, dessen Namen er weder aussprechen noch buchstabieren konnte.

Die Fahrt über den Stützpunkt dauerte 40 Minuten, Bwasir saß auf der Rückbank, er konnte aus dem Fenster sehen, ganz in Ruhe. Vielleicht, sagen Soldaten, die ihn begleiteten, erkannte er den Ort seiner Ankunft wieder, aber nicht mehr den Menschen, der er selbst einmal gewesen war. Vielleicht, sagt sein Anwalt, sah er die aufgehende Sonne über dem Ozean, und vielleicht machte ihm die Schönheit Angst oder die unendliche Weite.

Der Gefangene Mohammed Bwasir, so steht es im Bericht über jenen Morgen, über die Minuten auf dem Rollfeld, weigerte sich, das Flugzeug zu besteigen. Er verlangte, in seine Zelle zurückgebracht zu werden.

Zwei Wochen später ging in einer Kanzlei in Atlanta ein Brief aus Guantanamo Bay, Kuba, ein. Es war nur ein kleines Stück Papier, darauf stand, in zittriger Schrift: *"Ich bleibe hier."*

Der Exodus von Tel Goran

Ein Dorf in Syrien, 160 Menschen, alle Christen. Vor einem Jahr stürmt der IS den Ort, die Einwohner fliehen. Unsere Autoren haben sich auf die Suche nach ihnen gemacht.

Von Malte Henk und Henning Sußebach, DIE ZEIT, 23.12.2015

Am Ende, das auch ein Anfang sein könnte, geht alles ganz schnell. Als die Maschine der Tunisair an Höhe gewonnen hat und über dem Mittelmeer das Anschnallzeichen erlischt, schwenkt Flug TU 744 in Richtung Norden. Als das Frühstück kommt, zieht unten eine Insel vorüber. Und als das Wägelchen der Stewardess leere Tabletts verschluckt und Ismail Ismail, dessen Vorname und Nachname sich gleichen, aus dem Fenster blickt, sieht er zwischen Wolkenschleiern Land. Ob das schon Europa ist?

Ismail sitzt auf Platz 12 F, neben ihm sein Bruder George, am Gang sein Bruder Joseph. Drei Schnurrbartträger um die 50, Hemden in gedeckten Farben, Allerweltshosen aus Polyester, als hätten sie vereinbart, sich so unauffällig wie möglich zu kleiden. In der Reihe vor ihnen spielen drei strandbraune T-Shirt-Touristen aus Stuttgart Karten. Hinter ihnen sagt eine Geschäftsfrau im Kostüm zu ihrem Begleiter: "Ich fliege diese Strecke x-mal im Jahr."

Ismail und seine Brüder sagen nichts. Sie lesen nicht, sie schlafen nicht. Sie schauen still vor sich hin.

Inmitten der Linienflugroutine ist ihnen nicht anzusehen, dass sie auf der Flucht sind, so wie all die Syrer und Afghanen, 36.000 Fuß unter ihnen, auf Booten im Meer. Soll man sagen, die drei haben Glück gehabt? Ein Frühstück in der Economyclass, eine Tasse Kaffee, schon liegt das Mittelmeer hinter einem. Doch wie viel Glück braucht es, um das Pech aufzuwiegen, zum falschen Volk zu gehören, der falschen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Religion anzuhängen, zur falschen Zeit im falschen Land zu leben? Ismail Ismails Heimat: überrannt. Sein Haus: geplündert. Er selbst: der Geiselhaft des "Islamischen Staats" entronnen. Jetzt aufgehoben unter denen, die Grenzen nicht überwinden, sondern überfliegen. Für die Reisen kein Schicksal ist, sondern Alltag. Die vielleicht auch mal fliehen, aber nur vor dem schlechten Wetter. Zwischen Menschen wie uns also, den Lesern und Reportern der ZEIT.

Das Verhängnis Ismails und seiner Brüder, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Freunde, seiner Nachbarn – fast wäre es unerzählt geblieben. Nur ganz kurz, am 23. Februar 2015, glitt im schnellen Strom der Kriegsberichte, Flüchtlingsfotos, Grenzdebatten diese Eilmeldung durch das Weltbewusstsein: In Syrien hatten Kämpfer des IS urchristliche Gemeinden überfallen. 35 Dörfer, aufgereiht am Ufer eines Flusses namens Chabur, der in den Euphrat mündet. Die Islamisten nahmen 253 Geiseln, unter ihnen Ismail und seine Brüder.

Es war noch Nacht, als die drei Männer Monate später, nach ihrer Befreiung, in Beirut ins Flugzeug stiegen. Beim Zwischenstopp in Tunis zeigten wir ihnen ein Foto, ausgedruckt aus dem Internet, ein Satellitenbild von Google Maps. Ein Puzzle aus erdigen Farben. Felder, Wege, Windungen eines Flusses. Am Ende einer schmalen Straße die Konturen eines Dorfes. Mit etwas Fantasie könnte man in diesem Umriss ein Blatt erkennen, wie von einem Baum gefallen.

Joseph und George drehten das Foto ratlos in ihren Händen; mit den Augen eines Satelliten hatten sie den Schauplatz ihres bisherigen Lebens nie gesehen. Ismail aber begriff sofort: Das war Tel Goran, sein Dorf. Er tippte mit dem Zeigefinger auf ein Haus, links oben auf dem Ausdruck. Er führte das Bild an seine Lippen und küsste es, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

In tausend kleinen, unscheinbaren Szenen, eine davon an Bord des Fluges TU 744, vollzieht sich ein Exodus der Christen; nicht der erste, aber vielleicht der endgültige. Es fliehen Glaubensgruppen, von denen einige fast so alt sind wie der Glaube selbst. Kopten verlassen den Nahen Osten, Chaldäer, Maroniten. Ismail, Joseph und George sind Assyrer. Drei Angehörige eines weiteren christlichen Volkes, das sich – wie aufgewirbelt vom Weltgeschehen – über die ganze Erde verstreut. Drei Brüder, fortgeweht aus der alten Heimat, dem Zweistromland, wo sich mehr

Geschichte schichtet als überall sonst, wo es mehr Völker als Staaten gibt, wo um alles gestritten wird, um Macht, Land, Öl, die Nähe zu Gott.

Flug TU 744 landet auf dem Flughafen Frankfurt. Summend, pingend, klingelnd erwachen Mobiltelefone aus ihrem Koma. Auf den Plätzen 12 D bis 12 F bleibt es still. Wenig später laufen Ismail und seine Brüder im Sog der Reisenden durch einen langen Gang. Einmal stockt der Menschenstrom. George und Joseph zögern, dann betreten sie zum ersten Mal im Leben eine Rolltreppe. Die umstehenden Urlauber mögen denken: Was sind das für Bauern?

Niemand ahnt, dass diese Männer aus der Mitte des Weltgeschehens kommen. Ihre Heimat liegt an den Fronten des syrischen Krieges, wo Kurden mit deutschen Waffen den IS bekämpfen, wo amerikanische, französische und bald auch deutsche Kampfflugzeuge ihre Bahnen ziehen, wo Sunniten auf Schiiten schießen und syrische Rebellen auf Soldaten des syrischen Regimes. Ganze Landstriche sind entvölkert. Chinesische Wissenschaftler haben errechnet, dass der Nachthimmel über Syrien heute 83 Prozent dunkler ist. Im Christendorf Tel Goran brennt kein einziges Licht mehr.

Was geschieht, wenn ein ganzes Dorf aufbricht?

Im Sommer hatten wir begonnen, assyrische Verbände in aller Welt anzuschreiben, Listen mit den Identitäten der Geiseln zu sammeln, nach Versprengten wie Ismail zu suchen. Im Internet zoomten wir uns aus Satellitenperspektive immer näher an den Chabur-Fluss heran – und dann war da Tel Goran. Das Luftbild dieses Dorfes war der Anfang. Wir erfuhren: In guten Zeiten sollen 160 Menschen dort gelebt haben. Heute steht das Dorf leer. Die zwei Kirchen, die Schule, Häuser und Scheunen. Hüllen früheren Lebens, wie leere Muschelschalen am Strand.

Wo sind die 160 geblieben? Was geschieht, wenn ein ganzes Dorf aufbricht, stellvertretend für ein Volk und eine Religion? Entsteht irgendwo ein neues Tel Goran?

Ismails Name war der erste, den wir auf unserem Foto neben ein winziges Hausdach schrieben. So begann die Suche. Sie würde uns auf vier Kontinente führen. Haus für Haus, Name für Name. Nach allem, was wir wissen, ist kein Dorfbewohner gestorben. Aber jeder hat sein Leben verloren.

Deutschland: Der Kartoffelschäler

Während in Frankfurt Flug TU 744 erwartet wird, macht sich 200 Kilometer entfernt, im Saarland, ein Mann auf den Weg zur Arbeit. Er hat es nicht weit, drei Minuten nur durch die Fußgängerzone von Saarlouis. Dort, wo die Sonnenstraße die Bierstraße kreuzt, steuert er auf ein Altstadtthaus zu. Grauer Stein und Sprossenfenster, wie aus einem Historienfilm. Neben der Tür in Goldbuchstaben das Wort KARTOFFELHAUS. Der Mann betritt das Restaurant so beiläufig, wie Gäste es niemals tun, öffnet eine Tür mit der Aufschrift "Privat" und steigt hinab in einen nackten Keller. Da steht eine Art Fass aus Metall, angeschlossen an Schläuche. Eine Schälmaschine. Das ist Basem Adams erste Aufgabe, an sechs Tagen in der Woche: Er schält den Deutschen die Kartoffeln.

Basem kippt sie hinein, Eimer um Eimer, lässt Wasser dazulaufen, dann rumpelt und dröhnt die Maschine los, als werde sie gleich abheben. Später an diesem Tag werden oben Gäste durch Speisekarten blättern, drei Seiten "Kartoffeln und mehr": Kartoffelpuffer, Kartoffelpizza, Grillkartoffeln, Kartoffelpfanne, Kartoffellasagne. Junge Leute, die einen weichen saarländischen Dialekt sprechen, werden Bestellungen notieren und riesige Teller durchs Lokal balancieren.

Basem Adam, 32 Jahre alt, aufgewachsen in Tel Goran, kann kein Saarländisch. Er kann nicht einmal richtig Deutsch. Sein Wortschatz könnte aus einem Wörterbuch für Küchenhilfen stammen: Salatsauce, Schnitzelteller, Beilage, Abwasch.

Basem verließ Tel Goran noch zu Friedenszeiten. Auch in Syrien zog es junge Leute in die großen Städte. Basem, Sohn der Schneiderin von Tel Goran, ging nach Damaskus, um in der Hauptstadt als Modedesigner zu arbeiten. Auf seinem Computer entwarf er T-Shirts, Kleider und Damen-Oberteile, die viel Bauch frei ließen. Einige Zeit hoffte er, leben zu können wie die digitale Boheme in Berlin, London und New York. Es kam anders. Es kam der Krieg. Sechs seiner Freunde starben bei Bombenanschlägen.

Basem Adam ist ein Mann mit rundem Gesicht, der viel lacht, wenn er seine Geschichte erzählt – aus Höflichkeit, Ratlosigkeit, Schüchternheit. Meist aus Fatalismus. Nach seiner Flucht aus Syrien, über Land und See, strandete er in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Saarlouis, weil hier schon andere Assyrer waren. Er begann einen Sprachkurs, brach ihn ab, wegen der Arbeitszeiten. Ein junger Mann, der Modedesigner war, hat sein Leben dem Schichtrythmus eines Restaurants angepasst.

Wie er das finde? Basem Adam zuckt mit den Schultern. Das sei halt so.

Auf unserem Satellitenbild hatte Basem ein Haus schräg gegenüber von Ismail Ismails Anwesen angekreuzt, an einer schmalen Straße direkt am Fluss. Basem, das Kind, und Ismail, der Erwachsene, sahen sich Tag für Tag. Wenn die Geflohenen sich erinnern an die Jahre, in denen Tel Goran noch nicht leer stand, für sie kein sandfarbenes Satellitenbild war, sondern ein kleiner Kosmos voller Leben, sind die Türen ihrer Häuser stets unverschlossen gewesen, probierten sich Halbstarke auf den Traktoren ihrer Väter, lernte Basem in den seichten Seitenarmen des Flusses schwimmen, angelte Karpfen und grillte sie abends mit seiner Mutter Suheila, einer frühen Witwe.

Einige Väter pendelten in die Städte, als Fliesenleger, Busfahrer, Ingenieure. An den Wochenenden arbeiteten alle auf ihren Feldern. Jede Familie hielt Hühner, Ziegen, manchmal eine Kuh, bewirtschaftete Land, auf dem Weizen, Baumwolle, Tomaten und Wein wuchsen. Heute, auf Handyfotos erstarrt, zeigt sich eine Dorfidylle: Häuser aus hellem Stein, trotzig gegen die Hitze verteidigte Gärten, beschattet von Zedern und Zypressen. Ein genügsames Leben in enger Gemeinschaft, das sich meist unter freiem Himmel abspielte.

Da war Ismail, bei dem abends alle zusammensaßen, in einem weinberankten Pavillon.

Da war Samer, der beim Fußballspielen immer Michael Ballack sein wollte.

Da war Isho's Shop, "Jesu Laden", in dem es Reis, Waschmittel und Süßigkeiten zu kaufen gab.

Da war der Festplatz vor der Kirche, auf dem sie Hochzeiten und Taufen feierten und manchmal die Nächte durchtanzten.

Und da waren am südlichen Dorfrand vier Brüder, Muslime, die sich als Tagelöhner auf den Feldern der Christen verdingten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Adams und die Ismails in diesem winzigen Dorf: Ihre Vorfahren hatten einst ein Weltreich geschaffen und sich später, bekehrt vom heiligen Thomas, einem der zwölf Apostel Jesu, zum Christentum bekannt. Märtyrer und Missionare trugen ihren Glauben entlang der Seidenstraße bis nach Peking. Wer heute die Gottesdienste der Assyrischen Kirche des Ostens besucht, reist 2.000 Jahre zurück in die Vergangenheit. Die Heiligen Messen werden im alten Aramäisch gehalten, ganz nah an der Sprache Jesu. Gott heißt bei ihnen alaha. Ein Wort, älter als der Islam.

In Tel Goran feierten die Menschen im Frühjahr eda gora, das große Fest: Ostern. Im Winter eda sora, das kleine Fest: Weihnachten. Dann gab es in der nächstgrößeren Stadt Tannenbäume zu kaufen.

Noch zur Jahrtausendwende hatten die Männer im Dorf begonnen, neben ihrer alten Kirche eine neue zu bauen, drei Kuppeln, drei Kreuze, weithin sichtbar. Für einen eigenen Priester war die Gemeinde zu klein, sie musste auf Pfarrer Mosche – deutsch: Moses – warten, der zu Weihnachten von Dorf zu Dorf flussabwärts zog und kurz vor Mitternacht in Tel Goran ankam. Nach der Messe fuhren sie Mosche in einem Boot über den Fluss, wo er am nördlichen Ufer wohnte.

Die große Politik schien sich damals auf einem anderen Planeten zu vollziehen. Einzig im Festsaal der neuen Kirche hingen zwei Porträts: das des alten und das des jungen Assad.

"Im Dorf waren alle gleich. Das ist vorbei."

Als 2011 der Bürgerkrieg begann, lag Tel Goran zunächst fernab der großen Schlachten. Aber im Krieg sind Idyllen trügerisch. Bald liefen Polizisten durch die Straßen, in ihren Händen Einberufungsbefehle. Assads Armee holte sich Toni, Ismails ältesten Sohn, und schickte ihn in die Schlacht um Damaskus. Tonis Freund Basil bewachte an der Autobahn zwischen Homs und Hama einen Checkpoint, in ständiger Angst vor Autos voller Sprengstoff. Zaia, der Sohn des Bürgermeisters, musste in den Häuserkampf von Aleppo.

Basem ist schon zwei Jahre in Saarlouis, als die Assyrer dort im Februar 2015 beginnen, Appelle zu formulieren und Petitionen zu schreiben. Basem hört, wie seine Bekannten von der Erstürmung Tel Gorans erzählen und dass sie deutsche Politiker

um Hilfe bitten. So lange, bis die Regierung des Saarlandes erklärt, einigen Dorfbewohnern Zuflucht zu gewähren – aber nur denen, die am längsten blieben, sich dem IS entgegenstellten, als Geisel genommen wurden und entkamen. Unter ihnen Ismail und seine Brüder. Im Saarland reden Politiker von einer "humanitären Geste". Es ist eine Geste, die Unterschiede markiert. Das Mehr an Leid, das Ismail erfahren hat, erfährt eine wundersame Wandlung, es wird zu einem Privileg: Flug statt Fußmarsch, Aufnahmezusage statt Asylverfahren. Ihre Frauen und Kinder mussten die ehemaligen Geiseln bis auf Weiteres zurücklassen, ob in Syrien, Beirut oder abgelegenen Flüchtlingslagern.

Als Ismail und seine Brüder in Frankfurt landen, warten viele derer am Flughafen, die wochenlang Bittbriefe schrieben. Basem Adam, Ismails früherer Nachbar, bleibt in Saarlouis. "Im Dorf waren alle gleich", sagt er. "Das ist vorbei."

An einem grauen Herbsttag geht Basem in der Mittagspause heim. Er trägt noch sein T-Shirt mit der Aufschrift KARTOFFELHAUS, als er sich in einen Sessel setzt und sein iPad auf den Tisch stellt. Mit geübten Fingern wischt er über das Display und wählt ein Programm namens Viber, mit dem man Videotelefonate in die ganze Welt führen kann. Basem drückt die Telefontaste. Atmet durch. Und weiß, dass gleich in der schwedischen Stadt Södertälje, in einer Straße namens Karlslundsgatan, in einem Hochhaus ein Handy vibriert.

Schweden: Die Mutter

Im zwölften Stock schaut eine Frau stumm aus dem Fenster, als versuche sie ein fremdes Gemälde zu entschlüsseln, das bunt bemützte Kinder mit Eishockeyschlägern an einer Bushaltestelle zeigt. Ihr Handy summt, sie sucht hektisch nach ihrer Lesebrille, läuft zu einem schwarzen Kunstledersofa, greift nach dem Telefon.

"Basem? Mein Lieber! Wie geht es dir?"

"Gut, Mama. Aber mach mal die Kamera an deinem Handy an."

"Ach ja. Wie geht es dir?"

"Das hat du gerade schon gefragt. Wie ist Schweden?"

"Ich habe viele Papiere ausgefüllt. Ich warte jetzt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ja?"

"Ja."

"Gut."

"Ja."

Es gäbe so viel zu erzählen, aber die Aufregung raubt Suheila die Worte. Sie hält das Telefon in beiden Händen wie eine Tasse Tee. Verlegen schweigen Mutter und Sohn sich an, 1.300 Kilometer zwischen sich, zwei Pixelgesichter, die hörbar Atem holen, Zuflucht in Erkundigungen nach Wetter und Essen suchen, sich womöglich auch gestört fühlen von fremden Zuhörern.

Nach zwei langen Minuten fragt die Mutter: "Wann sehen wir uns wieder?"

"Ich weiß nicht, Mama", antwortet der Sohn, "ich muss schauen."

Räuspern, Luftküsse, dann schweben zwei Zeigefinger über dem Symbol mit dem Telefonhörer, einer in Schweden und einer in Deutschland. Es ist Basem, der die Verbindung unterbricht und in der Schwärze von Suheilas Display versinkt. Im Glas spiegelt sie sich selbst, 56 Jahre alt, braune Augen, blondiertes Haar, das gleiche runde Gesicht wie ihr Sohn.

Suheila hat sich acht Tage zuvor von Schleusern nach Schweden bringen lassen. So erzählt sie es einem Dolmetscher, der neben ihr auf dem Sofa sitzt, sie fragt, ihr zuhört und sich eilig Notizen macht, weil so viele Namen von Verwandten und Orten fallen. Suheila, die Mutter, hat in den vergangenen Jahren alle vier Kinder verloren; es ließe sich lange darüber diskutieren, ob an den Krieg oder an den Frieden. Da ist nicht nur Basem in Saarlouis. Da ist auch eine Tochter in Beirut, schwer krank. Zwei weitere Töchter haben Assyrer in Amerika geheiratet.

Warum dann Schweden?

Suheila sagt ein paar Sätze, leise.

"Sie wollte ihren Kindern nicht zur Last fallen", sagt der Übersetzer.

Suheila knetet ihr Taschentuch.

"Die Rücksicht einer Mutter", flüstert der Übersetzer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An der Nähmaschine in Tel Goran hatte Suheila Routine, so wie eine Arbeiterin am Fließband. Aber welcher Mensch hat schon Erfahrung als Flüchtling? Nach Amerika, wusste Suheila, würde sie es nicht schaffen. Und Basem in Deutschland? Erzählte ihr von seiner winzigen Wohnung und der vielen Arbeit. 5.125 Euro Schlepperlohn hatte er für sie zusammengespart. Und jetzt schälte Basem weiter, für seine Schwester in Beirut. Welche Mutter würde das nicht beschämen.

Suheila folgte einer Schwester, die wenige Wochen vor ihr nach Schweden gegangen war, in diese Wohnung in der Karlslundsgatan, dieses Provisorium, in dem Suheila die Tragweite ihres Entschlusses bewusst wird. Jeden Tag versucht sie, ihre Kinder zu erreichen, Zeitzone für Zeitzone. Söhne und Töchter in der ganzen Welt zu haben ist nicht nur ein Privileg der globalen Oberschicht, sondern auch das Los der globalen Unterschicht.

Addiert man die Entfernungen zwischen Suheila und ihren vier Kindern auf drei Kontinenten, kommt man auf 18.000 Kilometer. Tel Goran misst 300 Meter im Durchmesser.

Der Dolmetscher sagt, Suheila könne es schwer ertragen, dass jetzt zwei Reporter in ihrer Familie von Leben zu Leben springen, von Land zu Land, als sei das ein Leichtes. Ihre Töchter in Chicago hat sie seit Jahren nicht gesehen, eine ist geschieden, und Basem schält und schält und schält. Und sie, die Mutter? Ist nicht nur fremd in Schweden, sie ist sich auch selber fremd geworden, so abhängig von ein paar Anrufen ihrer Kinder wie die früher von ihren Gute-Nacht-Geschichten.

Im Nachhinein kann man die Katastrophe heraufziehen sehen wie ein Gewitter. Damals, aus der Froschperspektive betrachtet, aus der jeder Einzelne in die Welt schaut, war für die meisten Assyrer nicht zu erkennen, dass aus einem begrenzten Aufstand ein Krieg werden würde, ein Krieg, der auch in ihre Dörfer kam. In den Erinnerungen der Bewohner war es 2013, da zogen die ersten Bewaffneten durch Tel Goran, zuerst Rebellen der Freien Syrischen Armee, dann Männer, die nicht nur gegen Assad, sondern auch für Allah kämpften und sich Al-Nusra nannten. Überall waren plötzlich Straßensperren. Bärtige Männer fragten: "Wo willst du hin? Bist du ein Soldat Assads? Glaubst du an Allah?" Die Söhne Tel Gorans, als Soldaten irgendwo im Krieg, trauten sich im Fronturlaub nicht mehr nach Hause. Ihre Väter nahmen die

Rosenkränze von den Rückspiegeln der Autos. Ihre Mütter banden sich Kopftücher um.

Die vier muslimischen Brüder vom Dorfrand hörten auf, bei der Ernte zu helfen.

Die idyllische Lage Tel Gorans in einer fruchtbaren Ebene, sie war zur Falle geworden. In den Bergen im Süden, dunstig am Horizont zu erkennen, marschierte der Islamische Staat auf. Im Norden, jenseits des Chabur-Flusses, erkämpften sich kurdische Milizen die Kontrolle.

Die Assyrer taten alles, um ihre Neutralität zu retten. Lange Zeit dienten sie sich beiden Seiten an. Es gab Gespräche mit kurdischen Kommandeuren, hastige Telefonate, riskante Autofahrten in die Berge, zu den Kommandeuren des IS. Dort sahen sie manchmal alte Bekannte, etwa einen Cousin der vier Muslime. Und dachten: Der also auch. Über ihnen dröhnten amerikanische Kampfflieger, unter ihnen zitterte die Erde von den Einschlägen der Bomben. Und mittendrin standen sie, ein paar unbewaffnete Christen, und gaben bekannt, sie würden gern Schutzgeld zahlen.

Schon ihre Vorfahren hatten diese Überlebensstrategie angewandt. Fühlten sie sich ausgeliefert, schlugen sie nicht zurück, sondern hielten nach der rechten auch die linke Wange hin und kauften sich Sicherheit. Im Arabischen gibt es dafür ein Wort, das immer dann Karriere macht, wenn die Zeiten archaisch sind: dschisja, die Kopfsteuer.

Assyrer sitzen in Chicago an ihren Handys, an Schnittstellen von Web und Wirklichkeit.

Ein paar Monate lang träumten sie am Chabur davon, eine Art Schweiz zu sein, umgeben vom Chaos. Dann, an einem trüben Tag im Januar 2015, kamen kurdische Kämpfer in die assyrischen Dörfer – und beschossen von dort die Stellungen des IS. Für den Islamischen Staat musste es so aussehen, als hätten die Assyrer entschieden, auf wessen Seite sie stehen. Innerhalb von Stunden brach das sorgfältig geknüpft Bündnisnetz zusammen. Beim IS ging keiner mehr ans Telefon.

In Tel Goran lebten zu diesem Zeitpunkt noch gut 60 Menschen. Die anderen 100 hatten das Dorf verlassen: Kranke, denen nicht mehr geholfen werden konnte, weil alle Arztpraxen geschlossen waren. Junge Männer, die nicht warten wollten, bis

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Krieg sie holen würde. Ingenieure, die ihre Arbeit verloren hatten, ohne dass ihnen gekündigt worden war.

Die verbliebenen 60 sammelten sich vor der Kirche und fassten einen Beschluss. Sie würden Frauen und Kinder zu den Kurden bringen. Alle Männer, die sich trauten, würden das Dorf gegen den IS verteidigen. Er werde nicht weichen, rief der greise Mersa Mersa, von dem es heißt, er sei 1920 geboren. Ismail Ismail kramte sein verrostetes Jagdgewehr hervor. Die sechsjährige Mirjana weigerte sich, ihren Vater Abdo zu verlassen. Außer ihr blieben 20 Ältere in Tel Goran. 20 Starrsinnige und ein Mädchen, das finale Aufgebot des Dorfes.

Ein letzter Gottesdienst? Fiel aus. Der Pfarrer hatte sich abgesetzt.

USA: Die Betenden

10.000 Kilometer und acht Zeitzonen vom Krieg entfernt fällt es ganz leicht, den Frieden zu beschwören. Die eigene Hand küssen und die Hände des Nachbarn umfassen, der wiederum die eigene Hand küsst und die Hände seines Nachbarn umfasst, so wandert der Friedenswunsch von Mensch zu Mensch, wie ein segensreiches Virus. Durch einen Saal voll schwarzer Anzüge und paillettenglänzender Kleider, denn ein Assyrer sollte alaha herausgeputzt entgentreten. Draußen hat es die ganze Nacht geschneit, der erste Sturm dieses Winters. Jetzt, Sonntagmorgen um neun, ist der Himmel von blauer Kälte und jeder Gehweg eisglatt. Aber am Eingang stauen sich die Menschen, immer mehr drängen herein: in die Saint Andrew's Church, 901 North Milwaukee Avenue, Glenview bei Chicago.

Auf einer Empore stimmen Frauen ihren Gesang an. Er flutet von hinten den Saal, ein dunkel klagender Choral, den die Gemeinde aufnimmt und verstärkt. Stimmen von Assyrern aus zahllosen Dörfern und zig Staaten verschmelzen mit drei, vier, fünf, sechs Stimmen aus Tel Goran.

Da sitzt in der letzten Bank: die Wal-Mart-Angestellte Ramyia Adam, Schwester des Kartoffelschälers Basem, Tochter der in Schweden lebenden Suheila. Neben ihr die fünfjährige Tochter, die zur Feier des Tages ihre Lippen schminken durfte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da steht am Eingang: Ebrahim Mersa, früher Bauer, in Chicago Chef eines kleinen Klempnerbetriebes. Und samstags Moderator des Radiosenders WCGO 1590AM, der Hochzeiten vermeldet und Frontverläufe nachzeichnet.

In Reihe drei sitzen zwei Brüder, schräg dahinter ein Mann, der am Flughafen Autos vermietet. Noch mehr Namen für unser Satellitenbild.

Die Messe zelebriert der oberste aller Gläubigen: Gewargis III., Patriarch der Assyrischen Kirche des Ostens, eingeflogen aus dem Nordirak. In seinem schwarzen Gewand, umhüllt vom Weihrauch, wendet er dem Saal den Rücken zu. Er dient nur dem Altar, der nach Osten ausgerichtet ist. Von dort soll der Erlöser wiederkehren.

Gewargis III. spricht das Vaterunser: "Bshema d, Baba o Brona o Ruokha d Kudsha ...". Als Europäer ist man verloren in dieser Messe mit ihren wogenden Chorälen und uralten Zaubersprüchen. Zwei Wörter immerhin haben es durch die Jahrtausende ins Heute geschafft: amen und halleluja.

Ein Patriarch in der Vorstadt von Chicago. Ein Gottesdienst in einem Neubau neben Glenview's Best Car Wash. Eine Kirche des Ostens, die im Mittleren Westen der USA ihre Pracht entfaltet. In den Bänken singen und beten die Überlebenden einer Wanderung, die schon hundert Jahre dauert: Wie Kurden und Jesiden sind die Assyrer ein Volk ohne Staat. Die Urgroßeltern der Tel Goraner lebten noch in einer Bergprovinz der heutigen Türkei, in einer Gegend, wo selbst die Täler auf 1.700 Meter Höhe liegen. Es kam der Erste Weltkrieg, es kam der Kollaps alter Vielvölkerreiche: Genozid an den Armeniern, heute viel diskutiert, Genozid an den Assyrern, längst vergessen. Von den Überlebenden flohen die meisten in den Irak; einige schafften es in die USA. Das war die erste Vertreibung aus dem Paradies.

1933 im Irak das nächste Massaker, die zweite Vertreibung. In den Hauptstädten der Welt beugten sich Diplomaten über Weltkarten. Frankreich schlug eine Ansiedlung bei Timbuktu vor, England bot Britisch-Guayana an, Brasilien die Ufer des Río Paraná. Am Ende wurde es der Chabur in Syrien. Die Ismails und Adams gründeten ihr Tel Goran und glaubten, es wäre für immer.

Heute, während der dritten Vertreibung, lebt erstmals mehr als die Hälfte aller 3,5 Millionen Assyrer außerhalb des Nahen Ostens. Nach jedem Krieg, jeder Krise

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verschwanden wieder ein paar, stiegen auf Schiffe, füllten Flugzeuge, folgten Brüdern, Vätern, Cousins. Ihre Flucht vollzog sich nach dem Gesetz der Gravitation; die größte Masse übt die stärkste Anziehung aus. So kam es, dass Chicago zur Welthauptstadt der Assyrer wuchs.

Sie hat etwa 100.000 Einwohner. Sie hat: assyrische Kirchen, assyrische Schulen, eine assyrische Handelskammer, assyrische Hilfswerke, den Assyrischen Nationalrat von Illinois, eine assyrische Nachrichtenagentur.

Chicago ist ihr Rom. Nein. Chicago war ihr Rom. Denn das Gesetz der Schwerkraft ist außer Kraft gesetzt. Seit Beginn des Bürgerkrieges haben die Vereinigten Staaten nur 2.234 Flüchtlinge aus Syrien ins Land gelassen – so viele Menschen kommen in Passau manchmal an einem Tag. Wer als Assyrer in die USA will, dem bleibt eigentlich nur ein Weg: Er muss einen Partner mit amerikanischem Pass heiraten. Ob aus Liebe oder als letzte Ausflucht, bleibt oft ungesagt. Manchmal sind da hastige Hochzeiten, manchmal eilige Scheidungen. Der Weg in die Diaspora, er kann auch ins falsche Ehebett führen.

Nach dem Gottesdienst in der Saint Andrew's Church sitzen alle noch ein wenig beisammen, steigen dann in ihre Autos, fahren zu Dunkin' Donuts oder McDonald's, anschließend in ihre Häuser, wo sie mithilfe ihrer Smartphones in WLAN-Welten verschwinden. Auf Facebook sehen sie alte Freunde fremden Frauen Eheringe überstreifen. Sie begegnen Basem Adam in Saarlouis, der im Netz mit 23 Altersgenossen aus dem Dorf befreundet ist. Allerdings sind das Freundschaften, aus denen man sich ausloggen kann. Ein Schein-Tel-Goran. Gemeinsamkeiten werden kleiner, Fotos von Taufen in Chicago konkurrieren mit Meldungen von Sprengstoffattentaten in der alten Heimat. Die einen präsentieren privates Glück, die anderen Bilder geschändeter Gräber. Einige formulieren Aufrufe mit Titeln wie "Warum die Assyrer den Nahen Osten verlassen sollten". Andere stellen Karten einer künftigen Nation Assyrien ins Netz, ein Dreieck im Zweistromland. Im Internet sind Grenzen schnell gezogen, Flaggen spielend gehisst, Appelle leicht geschrieben.

So sitzen die Assyrer in Chicago an ihren Handys, an diesen Schnittstellen von Web und Wirklichkeit. Sie leben in Frieden und schämen sich ihres Überflusses. Tun sie zu wenig? Spenden sie genug? Sollen sie zurückgehen und für einen assyrischen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Staat kämpfen? Oder in den USA ihre Sprache und Kultur erhalten, wie Tiere unter Artenschutz im Zoo? Sind sie stark oder schwach, gerettet oder verloren in ihrer Kirche an der North Milwaukee Avenue?

Je mehr der Krieg eskaliert, desto größer wird das Dilemma. Es geht den Assyrern von Chicago wie Urlaubern, die auf einer Insel im Pazifik von einem schrecklichen Unfall in ihrem Heimatort erfahren.

"Bei der nächsten Vertreibung müssen wir wohl auf den Mond."

Als der Islamische Staat Tel Goran angriff, geschah es nicht unerwartet und kam doch überraschend. In der Nacht auf den 23. Februar 2015 schreckte Ismail Ismail hoch. Herscho, sein Wachhund, schlug an. Ismail schaute auf die Uhr. Halb fünf. Bis drei waren sie draußen gewesen, hatten in die Dunkelheit gestarrt und sich dann der Müdigkeit ergeben. Ismail lag auf seinem Bett, er trug eine Arbeitshose und zwei schwere Jacken. Er griff nach seinem Jagdgewehr und eilte nach draußen.

Weit kam er nicht. Er wollte zur Kirche, aber schon stoppten ihn drei Männer mit Kalaschnikows. Bärte, lange Haare, Arabisch mit fremdem Akzent. Tunesier vielleicht, dachte Ismail. Herscho bellte. Die Fremden schossen ihn tot. Im Dorf Schreie, Schüsse, Stiefeltritte. Hatten die Tel Goraner wirklich gedacht, ihre winzige Möchtegermiliz könne gegen den IS bestehen, gegen Hunderte Kämpfer mit Granatwerfern und Sturmgewehren, die auf breiter Front von Süden her gegen die Assyrerdörfer vorrückten? Über Straßen und Felder, wie in der Totale eines Kriegsfilms.

Bald war in der Kirche die Orgel zerschlagen, und die 21 letzten Tel Goraner saßen in Pick-ups. Ein Abschiedsblick auf ihr Dorf war ihnen nicht vergönnt. Hockend mussten sie auf den Boden starren.

Die nächsten sieben Tage: Gefangenschaft. Wechselnde Orte. Schlafen im Sitzen. Ein IS-Arzt, den alle "den Deutschen" nannten. Mirjana, die Sechsjährige, die weinte und nur durch eine Lüge zu beruhigen war: Das sei alles nur ein Spiel. Am Ende ein Befehl: Mitkommen! Und ein Gedanke, den keiner aussprach und alle dachten: Jetzt werden wir enthauptet.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man führte die Verteidiger von Tel Goran in einen Raum mit weißen Wänden. Neonlampen warfen grelles Licht auf einen jungen Mann mit Bart und Brille. Der Scharia-Richter.

Das Gericht tagte anderthalb Stunden. Die Fragen des Richters: Habt ihr gegen den IS gekämpft? Warum konvertiert ihr nicht zum Islam? Wisst ihr vom Paradies, von den Jungfrauen, die dort warten? Dann das Urteil, von den Kameras der IS-Propaganda aufgezeichnet: Freispruch. Verbunden mit der Auflage, niemals nach Tel Goran zurückzukehren. Falls im Dorf noch ein Assyrer auftauche, werde er geköpft, Frauen würden versklavt. Ende der Verhandlung.

Kein Krieg folgt starren Gesetzen. Immer hat der Zufall seinen Auftritt, die Sekundenentscheidung irgendeines Soldaten, das Wetter, die Launen eines Kommandanten. Die Kurden hatten den IS nicht von Tel Goran aus beschossen, sondern aus den Nachbardörfern. Das hat die 21 gerettet.

Nach ihrer Freilassung stiegen die Tel Goraner in einen Kleinbus. Nur das Mädchen Mirjana musste bleiben, als menschliches Pfand. Ihr Vater händigte dem Bischof der Assyrer ein Schreiben aus, in dem der IS für die mehr als 200 Gefangenen aus den anderen Christendörfern jeweils 50.000 Dollar Lösegeld forderte. Als der Brief übergeben war, kam auch Mirjana frei. Die 21 wollten weg ins Ausland, nur weg, schnell, erst einmal in den Libanon, nach Beirut. Viele Assyrer sind noch immer Geiseln des IS. Drei von ihnen wurden erschossen. Überall auf der Welt sahen Christen vom Chabur das Video der Hinrichtung: Männer in orangefarbenen Anzügen, frühere Nachbarn, tot im Sand.

Australien: Der Diakon

100, 200, 300, 400 ... fast so schnell, wie ein Vogel mit den Flügeln schlägt, sortieren zwei Hände knallbunte Geldnoten auf einen flachen Couchtisch ... 500, 600, 650 ... Fingerkuppen wie schwarze Sichel, verdreht von Baustellenstaub ... 700, 750, 770 ... die Scheine werden kleiner ... 790, 810, 820 ... Samer Kefarkis zählt weiter seinen Lohn ... 830, 840, 850. Samer ist von Statur eher gedrunge, sein Bart so dunkel und scharfkantig, als sei er gemalt, seine Stimme ein voller Bass, mit dem sich ein Kirchenschiff füllen ließe. Das tat sie einst auch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit Ismail und seine Brüder in Frankfurt gelandet waren, hatten uns immer mehr Vertriebene aus Tel Goran immer neue Namen und Nummern in die Blöcke diktiert. In unseren Unterlagen und auf dem Satellitenbild rekonstruierten wir ein Geflecht, das es nicht mehr gab. Wir telefonierten uns durch Nummernfriedhöfe mit den Vorwahlen +963 für Syrien und +961 für den Libanon.

Dann plötzlich dieses tiefe: "Hello?"

Am anderen Ende sprach Samer Kefarkis, der einst beim Dorffußball Michael Ballack war, vor allem aber der Diakon von Tel Goran, Assistent des Pfarrers. Seine alte Nummer habe er behalten, um hin und wieder Nachrichten aus der Vergangenheit zu empfangen. Er lebe jetzt in Australien.

Mögen sich die Assyrer in Amerika verloren fühlen wie Urlauber auf einer entlegenen Insel – Samer Kefarkis, 35 Jahre alt, hat es wirklich dorthin verschlagen. Sein Großvater wurde noch im Osmanischen Reich geboren, sein Vater im Irak, er selber in Syrien. Jetzt arbeitet er in Australien auf dem Bau. In einem Wohnklotz am Horsley Drive in Fairfield, wo sich die Weltstadt Sydney in einen Vorort verliert, zählt er seinen Lohn. Statt Schnee wie in Chicago wälzt der Wind Hitzegewitter übers Land.

"Noch weiter weg geht nicht", sagt Samer Kefarkis. "Bei der nächsten Vertreibung müssen wir wohl auf den Mond."

In Tel Goran bewohnte Samer Kefarkis ein Haus in der Mitte des Dorfes, was in etwa seiner Bedeutung entsprochen haben muss. Als Diakon hütete er den Schlüssel zur Kirche, kaufte Weihrauch und Kerzen, assistierte dem Pfarrer in Gottesdiensten, führte Tauf- und Sterberegister. Unter der Woche arbeitete er als Anästhesist im Krankenhaus einer nahe gelegenen Stadt, im Dorf tröstete er die Kinder mit Pflastern. Dann kamen die Kämpfer des IS, noch als Besucher, mit ihren Verletzten nach Tel Goran und zwangen ihn mit vorgehaltener Waffe, Wunden zu versorgen.

Im Sommer 2014 verließ Samer Kefarkis Tel Goran. An einem Julimorgen übersandte er den Kurden nördlich des Chaburs die Bitte, nicht zu schießen, wenn ein hellblauer Hyundai durch eine Furt im Flussbett rumpeln werde. Er küsste die Wand seines Hauses, stieg ins Auto und durchquerte in der Schussbahn der Kurden den Fluss. In einem zweiten Wagen folgte sein Bruder Nissan mit Frau, Tochter und Sohn.

Bei Samer auf dem Rücksitz weinte seine Mutter. Neben ihr saß stumm der an Alzheimer erkrankte Vater und verstand nicht.

In Beirut bewarb sich Samer um einen Platz in einem Flüchtlingskontingent, das die Vereinten Nationen mit Australien ausgehandelt hatten. Vor 16 Jahren war sein älterer Bruder George dorthin ausgewandert, Samer reiste ihm als Erster aus der Familie nach. Jetzt flicht er Stahl auf Baustellen, und jeden Sonntag lässt er sich von seinem Bruder in eine abgelegene assyrische Kirche fahren, wo er am Altar mit fünf anderen Diakonen, die aus anderen assyrischen Dörfern flohen, um einen Platz neben dem Pfarrer konkurriert. Ein Bild, das alle Wut und alles Wetteifern in einer Diaspora zeigt.

Wie Gift sickern Fragen in die einstige Gemeinschaft

Der Krieg, der erst Christen und Muslime trennte, spaltet längst auch die einzelnen Konfliktparteien. Wie Gift sickern Fragen in die einstige Gemeinschaft, Fragen nach der Standhaftigkeit, der Glaubentiefe jedes Einzelnen. Auch am Horsley Drive in Fairfield. Dort schläft Samer Kefarkis in der Wohnung seines Bruders auf dem Sofa und kann nicht verstehen, dass seine Nichte Clodia, 15 Jahre alt, sonntags lieber Taschengeld im Supermarkt verdient, anstatt ihn zur Kirche zu begleiten. Dass sie die Fernsehserie Friends sehen möchte, wenn er Nachrichten aus Syrien schaut. Dass sie türkischstämmige Freundinnen trifft. Muslime.

Clodia wurde in Australien geboren, sie geht auf die Highschool, sie macht Karate und möchte Kunst studieren. Jetzt ist da Samer, dessen Bass für dieses Wohnzimmer in Clodias Ohren zu bestimmend ist. Jetzt sitzen da zwei Menschen, die vor Wochen nur Fotos voneinander kannten, und führen Debatten, in denen es oberflächlich um die Fernbedienung geht, unterschwellig um die Zukunft. Um den Halt, den Religion geben kann. Um den Hass, den sie gebiert. Um den Verlust, der aus Assimilation entsteht. Und um die Freiheit, die man durch Anpassung gewinnen kann.

Samer sieht seine Nichte vieles geringschätzen, wofür er sein Leben riskiert hat.

Clodia sieht einen Menschen, der von Fundamentalisten zu einem Fundamentalisten gemacht wurde, der dankbar ist für jede Rakete, die russische Kampffjets auf Rebellen feuern, der findet, dass Araber demokratieunfähig sind und

einen Diktator brauchen. Und der Deutschland vorhersagt, "in 20 Jahren im Bürgerkrieg zu versinken", wegen der Millionen Muslime.

Clodia schweigt dann meist beredt. Ihr Onkel muss ihr wie eine Figur aus der Vergangenheit erscheinen, aus einer Welt, mit der sie nur Elend verbindet. Und wenn Samer seine Nichte sieht, erkennt er eine Zukunft, die ihn ernüchtert.

"Different values", sagt er. Verschiedene Werte.

An solchen Tagen nimmt er das Geld, das er verdient hat, 1.000 australische Dollar, verlässt die Wohnung, läuft den Horsley Drive hinab, betritt ein Einkaufszentrum, wo er zwischen Woolworth, Best & Less und Ivan's Cafe die kleine Filiale von Western Union suchen muss, von der aus er Geld in den Libanon überweist, damit ihm seine Eltern und sein Bruder Nissan in genau die Zukunft folgen können, die ihm so fremd ist.

Libanon: Die Zurückgelassenen

Nissan Kefarkis muss die Filiale von Western Union nicht suchen, sie ist einer der letzten Fixpunkte seines Lebens. Die Al-Rauda-Street hoch, an dem Handyshop "Keep In Touch" und dem Internetcafé "Connect" vorbei, bahnt er sich seinen Weg durch nahöstliche Geschäftigkeit, vorbei an Handwerkern, Taxifahrern, Straßenhändlern.

Dann holt Nissa bei Western Union das Geld aus Australien, verwandelt in libanesisches Pfund. Er hat die gleiche gedrungene Statur wie sein Bruder Samer, der Diakon, wirkt aber verlebter. Sein Dreitagebart folgt keiner Mode, und seine Augen sind verschattet.

Oft lässt Nissan Kefarkis sich durch das Viertel treiben. Auf Balkonen, in Cafés sitzen andere Assyrer. Ordentlich gekleidete Nichtstuer, am Leben gehalten von Verwandten im Westen. Sie erkennen einander, auch wenn sie sich nicht kennen. Beiläufig nicken sie sich zu.

Wir Journalisten suchen immer Szenen, Bewegung, Aktion. Das Wort Flucht suggeriert ja auch Eile und Hast; überall auf der Welt illustrieren die Nachrichten dieses Thema, indem sie laufende Menschen zeigen. Dabei bedeutet Flucht vor allem: warten, ausharren. Warten auf Geld, warten auf Arbeit, warten auf Zukunft. Vor

Grenzzäunen, in fremden Städten, auf Zwischenstationen, wo Bewegungen gefrieren und die Flucht zum Stillstand wird.

Hier also Standbilder aus einer Wohnung in der Al-Rauda-Street. Zwei Schlafzimmer, Küche, Bad, ein riesiges Wohnzimmer, leer wie ein Bahnhofssaal: Plastiktisch, Plastikstühle. Zerstreute Spielzeuge, alle irgendwie beschädigt – ein Auto ohne Räder, eine beinamputierte Puppe. Die fünfjährige Mariam und der zweijährige Zaia, die den ganzen Tag herumtoben. Manchmal der Ruf ihres Vaters: "Hört auf! Sonst dürft ihr nicht nach Australien!"

In der Küche Nissans Frau. Sie ist schwanger. In der Botschaft der Australier hieß es, bekommt das Baby, danach reden wir über ein Visum.

Nissans Vater lebt längst auf seiner eigenen Insel, fern von Beirut, Sydney, Tel Goran. An diesem Ort trägt man Schlafanzug und versinkt starr in seinem Plastikstuhl. Über das Dorf, das die Heimat seines Lebens war, sagt der demente Alte: "Dort bin ich nie gewesen." Seit der Flucht aus Tel Goran ist das Reich des Vergessens zu mächtig geworden. Nur manchmal steht der Vater auf, tapert durchs Zimmer und studiert die Bodenfliesen. In deren schwarz-weißem Muster erkennt er etwas. "Wir müssen Bäume pflanzen, die Ernte ausbringen! Es wird Zeit!" Dann versucht er, in die schwarzen Fliesen Pflanzlöcher zu graben. Sehnige Hände, die eine unsichtbare Schaufel umfassen. Letzte Erinnerungen an die dunkle Feuchte der Erde von Tel Goran.

"Ja, Vater, wir pflanzen bald", flüstert Nissan und führt den Alten sanft zurück zum Stuhl. Dann geht er auf den Balkon.

Es gibt ein Leiden, das sich nicht am Grad des Hungerns bemisst oder an der Gefahr für Leib und Leben. Es ist das Leiden an der Verlorenheit. In Beirut warten die Zurückgelassenen. Auch alle anderen, ob in Saarlouis, Chicago oder Södertälje, sitzen, reden, rauchen, telefonieren und mailen. Für sie ist die ganze Welt zur Transitzone geworden, wo sich Amerika nicht vom Saarland unterscheidet. Menschen, wie ausgeschnitten und vor neue Hintergrundbilder kopiert. Das ist es, was sie eint, bei allen Unterschieden.

Wo einst ein Dorf war, ist heute nur noch eine immergleiche Einsamkeit der vielen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wo früher Enge war, ist jetzt Distanz. Die Erstürmung Tel Gorans liegt kein Jahr zurück, nun leben nach unserer Zählung ...

... in Deutschland 50 ehemalige Bewohner, davon 35 in Saarlouis,

... in den USA 50, davon 25 in Chicago,

... im Libanon 25,

... in Städten im Norden Syriens ungefähr 20,

... in Schweden vier,

... in Australien vier.

Einen hat es nach Krasnojarsk in Russland verschlagen. Eine Frau lebt in Kanada, eine andere in Norwegen. Ein Mann soll in Belgien sein. Die muslimischen Brüder von Tel Goran bleiben verschwunden.

Aus Schweden meldet sich der Dolmetscher und erzählt, neulich sei ein assyrisches Restaurant mit der Drohung "Konvertiere oder stirb!" beschmiert worden. Daneben ein "N" für Nazarener. So kennzeichnet der IS die Häuser von Christen. Der Dolmetscher bittet, Suheilas Hausnummer nicht zu nennen.

In den assyrischen Schulen von Chicago sperren sie neuerdings die Türen zu. In der Saint Andrew's Church durchsuchen freundliche Herren Rucksäcke nach Sprengstoff. Viele Assyrer besorgen sich Handfeuerwaffen.

In Australien glaubt der Diakon Samer Kefarkis mittlerweile, dass seine Kultur in der Fremde nicht überleben wird. Die Gottesdienste haben nichts Selbstverständliches mehr. Jedes Fest hat einen Trauerrand. "Alles erstarrt", sagt er. "Es ist vorbei, wir sterben."

In Syrien hat das Heimweh neulich einen jungen Mann zurück nach Tel Goran getrieben. Mit seiner Kamera lief er durch das tote Dorf, machte zittrige Aufnahmen und sprach hastig aus dem Off zu seinen alten Nachbarn.

"Das Haus von Milad. Die Bäume hier warten auf dich."

"Das Haus von Ischaja."

"Ihr seid alle nach Deutschland gezogen. Wie geht es euch in Deutschland?"

Die Schule leer. Die Kuppeln der Kirche ohne Kreuze. Aus den Angeln gebrochene Türen. Kahle Wände voller Parolen des IS: "Der Staat des Kalifen", "Mit Allahs Hilfe werden wir siegen". Windrauschen. Vogelgezwitscher.

"Siehst du dein Haus, Basem?"

"Siehst du, bei dir haben sie alles umgeworfen."

Nach vier Minuten zieht das Haus von Samer Kefarkis vorbei, nach sechs Minuten rückt Ismail Ismails Haus ins Bild, die Terrasse von Unkraut erobert. Der Film dauert dreizehn Minuten und sieben Sekunden. Bei YouTube wurde er 143-mal angesehen.

In Saarlouis geht das Mädchen Mirjana, die jüngste Geisel, jetzt in die Grundschule. Ismail Ismail hat einen Ein-Euro-Job im Sozialkaufhaus. Er sortiert Schrauben, dabei trägt er ein Jackett und achtet auf Sorgfalt. Er wartet immer noch auf seine Frau und seinen Sohn, die in Beirut in der Garage eines Apartmenthauses leben.

Dieser Text ist eine leicht aktualisierte Fassung des Dossiers aus der ZEIT Nr. 52 vom 23.12.2015.

Das Leak

Aus einer anonymen Nachricht an die Süddeutsche Zeitung wurde eine weltweite Recherche: Die Panama Papers bringen Hunderte Politiker, Prominente und Superreiche in Erklärungsnot. 400 Journalisten aus rund 80 Ländern arbeiteten ein Jahr lang zusammen – unter größter Geheimhaltung

Katrin Langhans, Hannes Munzinger, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer, Mauritius Much und Vanessa Wormer, zusammen mit dem Internationalen Konsortium für Investigative Journalisten (ICIJ), Süddeutsche Zeitung, 04.04.2016

Hallo. Hier spricht John Doe.

Interessiert an Daten? Ich teile gern.

Diese Sätze schrieb eine anonyme Quelle an die Süddeutsche Zeitung, vor weit über einem Jahr. Auf die erste Nachricht folgten weitere – und bald die angekündigten Daten: interne, brisante Unterlagen aus der panamaischen Anwaltskanzlei Mossack Fonseca. Ein Unternehmen, das aus Dutzenden Büros rund um die Welt Briefkastenfirmen verkauft, mit deren Hilfe sich fast jedes Geschäft verschleiern lässt. Auch die schmutzigen.

Bei ein paar Unterlagen blieb es nicht, die Datenmenge wuchs über die Monate an, bis am Ende rund 2,6 Terabyte im Besitz der SZ waren. Es ist das größte Datenleak, das Journalisten je überlassen wurde. Die Daten umfassen mehr als elf Millionen Dokumente – manche nicht älter als ein paar Wochen. Sie zeigen, wie die globale Offshore-Industrie im Verbund mit großen Banken, Anwaltskanzleien und Vermögensverwaltern sehr verschwiegen die Besitztümer von Politikern oder Fifa-Funktionären, Betrügern oder Drogenschmugglern, Milliardären oder weltbekannten Sport-Stars verwaltet. Der spektakulärste Teil des Leaks sind Briefkastenfirmen von zwölf aktuellen und früheren Staatschefs – sowie Spuren zu den Familien, engen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freunden oder Beratern von etwa 60 weiteren. Daneben finden sich rund 130 Politiker aus der ganzen Welt unter den Kunden der Kanzlei, auch Minister.

Bei der Süddeutschen Zeitung beschäftigte sich ein Team über mehr als ein Jahr hinweg intensiv mit den Panama Papers. Reporter und Datenspezialisten überprüften die Authentizität der geleakten Dokumente auf vielfache Weise, glichen sie mit öffentlichen Registern, Zeugenaussagen und Gerichtsurteilen ab und sprachen mit Hunderten Personen, deren Namen in den Dokumenten auftauchen, sowie mit Steuerexperten, Anwälten und Behörden.

Die Süddeutsche Zeitung hat sich zudem frühzeitig entschieden, den Datenberg gemeinsam mit dem Internationalen Konsortium für Investigative Journalisten (ICIJ) auszuwerten, um weltweit möglichst viele Geschichten recherchieren zu können. Das ICIJ hatte zuvor bereits die Recherchen an Projekten wie Offshore-Leaks, Lux-Leaks und Swiss-Leaks koordiniert; an diesen Recherchen hatte sich auch die SZ beteiligt.

Das ICIJ, gegründet 1997, ist ein internationaler Verein für investigative Journalisten. Ihm gehören weltweit etwa 200 Journalisten an, darunter vier Reporter der Süddeutschen Zeitung. Das ICIJ gehört zum Center for Public Integrity (CPI), einer US-amerikanischen Non-Profit-Organisation für Investigativjournalismus. CPI und ICIJ werden aus Spendengeldern finanziert, in jüngster Zeit unter anderem von Stiftungen aus Australien, Großbritannien, den Niederlanden und den USA, darunter die Ford Foundation, die Adessium Foundation, die von George Soros gegründete Open Society Foundation; außerdem durch das Pulitzer Center of Crisis Reporting.

Die Recherche zu den Panama Papers ist die größte grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Journalisten, die es je gab: 400 Reporter von mehr als 100 Medienorganisationen aus rund 80 Ländern durchforsteten unter Geheimhaltung die Daten, darunter Teams des Guardian, der BBC, von Le Monde oder La Nación aus Argentinien und Journalisten aus Russland. In Deutschland recherchierten Reporter von SZ, NDR und WDR, in der Schweiz die Sonntagszeitung, in Österreich das Wochenmagazin Falter und der ORF. Die Ergebnisse der Recherchen werden in 20 Sprachen veröffentlicht.

Ausgangspunkt der Recherche sind die Daten von Mossack Fonseca, kurz Mossfon. Die Kanzlei aus Panama, deren Vorläufer vor fast 40 Jahren von dem Deutschen Jürgen Mossack gegründet wurde, ist einer der Marktführer im weltweiten Offshore-Geschäft.

Das Prinzip dabei ist einfach: Für oft nur 1000 Dollar bekommt man eine anonyme Firma. Gegen Aufpreis stattet Mossfon diese Firma mit sogenannten Scheindirektoren aus, hinter denen die wahren Inhaber nicht auftauchen müssen. Nach außen ist die Firma eine Black Box, niemand sieht, was drinnen vorgeht. Mossfon hat Hunderttausende solche Firmen gegründet, verkauft und verwaltet, in Panama, auf den Britischen Jungferninseln, den Seychellen oder in anderen Steueroasen.

In den Panama Papers finden sich Daten zu etwa 214000 dieser Firmen, gegründet zwischen 1977 und 2015. Bereits vor gut zwei Jahren hatte ein Whistleblower deutschen Behörden interne Daten der Kanzlei Mossack Fonseca verkauft, dieser Datensatz betraf jedoch nur einige Hundert Firmen. Deutsche Fahnder durchsuchten daraufhin im vergangenen Jahr die Wohnungen und Büros von etwa 100 Personen. In der Folge erklärten sich die Commerzbank, die HSH Nordbank sowie die Hypovereinsbank wegen der über Mossfon abgewickelten Geschäfte zu Strafzahlungen in Millionenhöhe bereit. Mittlerweile haben auch andere Länder Daten des Whistleblowers erworben, etwa die USA, Großbritannien und Island.

Bei den Panama Papers handelt es sich um E-Mails, PDFs und Fotodateien sowie Auszüge aus einer internen Datenbank von Mossack Fonseca. Die Daten reichen von den 1970er-Jahren bis ins Frühjahr 2016. Für jede Briefkastenfirma hat sich Mossack Fonseca einen Arbeitsordner angelegt. Darin befinden sich E-Mails, Verträge, Abschriften, eingescannte Dokumente – manchmal mehrere Tausend Seiten.

Um den Berg an Dokumenten überhaupt durchsuchen zu können, mussten die Dateien zuerst systematisch erfasst werden. Auf hochleistungsfähigen Rechnern brachten die Süddeutsche Zeitung und das ICIJ die Dokumente in eine maschinenlesbare und vor allem leicht durchsuchbare Form. Dieser Prozess nennt sich optical character recognition, optische Zeichenerkennung. Aus Bildern – eingescannten Ausweisen, unterschriebenen Verträgen – wurden recherchierbare Texte. Dieser Schritt war wichtig, damit man die Daten über eine einfache Suchmaske

durchforsten konnte. Durch die digitale Aufbereitung ist es zudem möglich, die Daten mit Namen von Personen oder Firmen abzugleichen, auch mit einer größeren Liste von Namen.

Allein der Besitz von Offshore-Firmen ist nicht illegal. Es gibt sogar Geschäfte, für die diese Konstruktion als logische Wahl erscheint. Aber Briefkastenfirmen, erklärt Igor Angelini, Chef der Finanzermittlungseinheit von Europol, der europäischen Polizeibehörde, spielen auch eine „wichtige Rolle bei Geldwäsche-Aktivitäten im großen Maßstab“. Gleiches gelte für Korruption: Offshore-Firmen würden besonders genutzt, „um die Bestechungsgelder weiterzuleiten“. Experten der Weltbank und der Vereinten Nationen haben vor einigen Jahren 213 Korruptionsfälle untersucht, die weltweit vor Gericht landeten. In 150 Fällen wurde durch mindestens eine Briefkastenfirma das Vermögen der Eigentümer verschleiert. Dabei ging es um insgesamt 56,4 Milliarden US-Dollar.

Der UN-Sanktionsexperte Hans-Jakob Schindler sieht eine ähnliche Problematik in der internationalen Terrorbekämpfung. Er sagt, „so ziemlich jede ernstzunehmende Terrorgruppe“ der vergangenen Jahre habe „Briefkastenfirmen oder ähnliche Konstrukte genutzt“. Auch in den Panama-Papers finden sich Personen, die der Terrorfinanzierung verdächtigt werden.

Seit Jahren gibt es deswegen politische Initiativen zur Austrocknung von Steueroasen und für mehr Transparenz. Zur internationalen Allianz gegen das Offshore-System gehören die Vereinten Nationen, die Europäische Union und die OECD. Deren Anstrengungen führten auch immer wieder zu Gesetzesänderungen – die aber die Offshore-Branche kaum beeinträchtigten.

Tatsächlich sind ausweislich der Panama Papers unter den Mossfon-Kunden Mitglieder diverser Mafia-Banden, Geldwäscher, Betrüger, Drogenhändler oder Waffenschieber. Außerdem stößt man auf Spuren zu Dutzenden internationalen Bestechungsskandalen, etwa zur Affäre um schwarze Kassen bei Siemens, aber auch zum Fifa-Korruptionsskandal.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In den geleakten Dokumenten finden sich auch Personen und Firmen, die von der US-Regierung und der EU sanktioniert worden sind, weil sie etwa mit Terrororganisationen oder Regimen wie in Nordkorea, Iran oder Syrien Geschäfte gemacht haben. Andere Firmen gehörten den Daten zufolge dem iranischen Staat und wurden offenbar für weltweite Ölgeschäfte genutzt – mutmaßlich unter Umgehung der damals bestehenden Sanktionen. Als ein Mossack-Fonsecas-Mitarbeiter von einem Kollegen aus London wissen wollte, wer letzten Endes Eigentümer dieser Firmen sei, antwortete dieser per Mail: „Das wäre dann Mahmud Ahmadinedschad“ – der damalige iranische Staatspräsident.

Mossack Fonseca erklärte auf Anfrage, die Kanzlei unterstütze keine illegalen Aktivitäten. Seit Bestehen der Kanzlei sei die Firma niemals in strafrechtlicher Hinsicht angeklagt worden. Außerdem prüfe sie ihre Kunden, bevor sie Geschäftsbeziehungen eingehe. Mossack Fonseca habe niemals wissentlich Personen mit Verbindung nach Nordkorea, Simbabwe, Syrien oder anderen sanktionierten Staaten erlaubt, ihre Firmen zu nutzen. Sei es dennoch dazu gekommen, habe man die ihrer Meinung nach passenden Maßnahmen ergriffen.

Die Panama Papers zeigen auch, welche Rolle Offshore-Firmen in der Welt der Superreichen spielen: Hunderte Millionäre und Milliardäre horten ihr Vermögen in Steueroasen-Konstruktionen, die von Mossack Fonseca stammen, darunter 29 Personen, die auf der Forbes-Liste der 500 reichsten Menschen der Welt genannt werden. Sie schützen ihren Besitz oft nicht nur vor neugierigen Blicken der Öffentlichkeit, sondern wohl auch vor Gesetzen und Steuern – unterstützt von Vermögensverwaltern und nahezu allen großen Banken.

Die Süddeutsche Zeitung wird über die Panama Papers in den nächsten Tagen und Wochen berichten: in der gedruckten und digitalen Ausgabe ebenso wie auf SZ.de. Außerdem finden sich weiterführende Informationen, Videos, interaktive Grafiken und ein ausführliches Glossar unter www.panamapapers.de.

Die wichtigsten einzelnen Geschichten:

Das sind die Panama Papers

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56ff9a28a1bb8d3c3495ae13/>

Spuren in die Staatsspitze – Präsidenten, Premierminister und Könige: Die Panama Papers enthüllen, wie Politiker in der Offshore-Welt Geschäfte verschleiern

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/57003a73a1bb8d3c3495affd/>

Im Schatten-Kabinett (Island)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56effdd72f17ab0f205e6387/>

Islands Premier Gunnlaugsson kündigt Rücktritt an

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-islands-premier-gunnlaugsson-kuendigt-ruecktritt-an-1.2936423>

Island: Premier Gunnlaugssons kuriozes Aufgeben

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-island-premier-gunnlaugssons-kurioser-abgang-1.2938376>

Putins beste Freunde (Russland)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56eff9f22f17ab0f205e636a/>

Das Netzwerk – Putin und seine engsten Zirkel

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56fe71aaa1bb8d3c3495ac71/>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Die Indizien sind eindeutig“

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-und-putin-die-indizien-sind-eindeutig-1.2950671>

Putin, Panama und die SZ

<http://www.sueddeutsche.de/politik/russland-putin-panama-und-die-sz-1.2949227>

Putins Propaganda

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-putins-propaganda-1.2951073>

Putin-Sprecher entschuldigt sich bei SZ

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-putin-sprecher-entschuldigt-sich-bei-sz-1.2951244>

Poroschenkos Feldpost (Ukraine)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-poroschenkos-feldpost-1.2933052>

Im Reich der Offshore-Könige (Kuwait, Saudi-Arabien, Katar, Naher Osten)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/573444575632a39742ed3839/>

Liebe zu Briefkastenfirmen eint zwei ehrenwerte Familien (Pakistan)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/pakistan-liebe-zu-briefkastenfirmen-eint-zwei-ehrenwerte-familien-1.2951912>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gefährliche Nähe (Türkei)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-gefaehrliche-naehe-1.3063471>

Die Prinzlinge (China)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/57050fd1a1bb8d3c3495b7b1/>

Kundschaft aus Pjöngjang (Nordkorea)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/57050faca1bb8d3c3495b7ad/>

Auf den Spuren von M-Geld und K-Geld (Argentinien)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/lateinamerika-auf-den-spuren-von-m-geld-und-k-geld-1.2954970>

So reagiert Argentinien's Präsident

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-so-reagiert-argentinien's-staatspraesident-1.2934422>

Der verlorene Schatz (Libyen/Gaddafi)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/5730a1005632a39742ed35dd/>

Briefkastenfirmen helfen bei Assads Krieg (Syrien)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-briefkastenfirmen-helfen-bei-assads-krieg-1.2935675>

Panama Papers: Spanischer Minister tritt zurück (Spanien)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/jose-manuel-soria-panama-papers-spanischer-minister-tritt-zurueck-1.2950855>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vater von Premier Cameron half Investoren beim Steuersparen auf den Bahamas
(Großbritannien)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-wie-david-camerons-verstorbener-vater-in-die-ffaere-verwickelt-ist-1.2934247>

David Cameron veröffentlicht Steuerunterlagen

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-david-cameron-veroeffentlicht-steuerunterlagen-1.2942325>

Rote Kleptomanen (Venezuela)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/venezuela-rote-kleptomanen-1.2939191>

Die Witwe und der Weihnachtsmann (Guinea)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-die-witwe-und-der-weihnachtsmann-1.3008446>

Der Glanz von Baku (Aserbaidshan)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/aserbaidshan-der-glanz-von-baku-1.2945252>

Das zweite Island: Malta und die Panama Papers

<http://www.sueddeutsche.de/politik/malta-das-zweite-island-1.2944355>

Panama Papers: Der Fall Iran

<http://www.sueddeutsche.de/politik/iran-doppelter-standard-1.2935547>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Panama Papers in aller Welt – Rücktritte, Ermittlungen, Reaktionen: Die Auswirkungen der SZ-Enthüllungen

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56d6c8af595105a203b58bb3/>

Panama Papers - das Manifest von John Doe

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-das-manifest-von-john-doe-1.2982442>

Die Firma (Mossack Fonseca)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56f2c00da1bb8d3c3495aa0a/>

Panama Papers: Razzia in der Zentrale von Mossack Fonseca

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-panama-papers-razzia-in-der-zentrale-von-mossack-fonseca-1.2947142>

Geschredderte Dokumente bei Mossack Fonseca gefunden

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-geschredderte-dokumente-bei-mossack-fonseca-gefunden-1.2963571>

Razzia bei Mossack Fonseca <http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-razzia-bei-mossack-fonseca-in-el-salvador-1.2932195>

Mossack Fonseca schließt Büros in Steuerparadiesen

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-mossack-fonseca-schliesst-bueros-in-steuerparadiesen-1.3009722>

Eine Briefkastenfirma bitte – wie deutsche Banken gerne halfen

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56effb802f17ab0f205e6370/>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Phantom (Werner Mauss)

<http://www.sueddeutsche.de/politik/werner-mauss-das-phantom-1.3118683>

Das Phantom Werner Mauss kommt vor Gericht

<http://www.sueddeutsche.de/politik/justiz-das-phantom-werner-mauss-kommt-vor-gericht-1.3145132>

Nico Rosberg, der Vertrag mit Mercedes und die Offshore-Firma

<http://www.sueddeutsche.de/sport/panama-papers-nico-rosberg-der-vertrag-mit-mercedes-und-die-offshore-firma-1.2936517>

Goldener Schein – Die schwarzen Kassen, die Siemens-Mitarbeiter angelegt hatten, existierten länger, als bislang gedacht - allerdings nicht zum Wohle des Konzerns. Offenbar haben einstige Manager sie Jahre später für private Zwecke genutzt <http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-goldener-schein-1.2933840>

Ex-Siemens-Vorstand: teure Umwege

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/ex-siemens-vorstand-teure-umwege-1.2964040>

„Inseln werden romantisch verklärt“

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-inseln-werden-romantisch-verklaert-1.2933847>

Der kleine Kaiser (Messi)

<http://www.sueddeutsche.de/sport/lionel-messi-der-kleine-kaiser-1.2931721>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Messi, Forlan, Cole, Heinze, Korkut - die vielen Spieler des 1. FC Offshore

<http://www.sueddeutsche.de/sport/panama-papers-fc-offshore-1.2982394>

Doppeltes Spiel (FIFA-Ethiker Damiani)

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/56effd032f17ab0f205e637c/>

Panama Papers: Fifa-Ethiker Damiani tritt zurück

<http://www.sueddeutsche.de/sport/panama-papers-panama-papers-fifa-ethiker-damiani-tritt-zurueck-1.2937948>

Panama Papers bringen neuen Fifa-Chef Infantino in Erklärungsnot

<http://www.sueddeutsche.de/sport/panama-papers-panama-papers-bringen-neuen-fifa-chef-infantino-in-erklaerungsnot-1.2933216>

Razzia bei der Uefa wegen Panama Papers

<http://www.sueddeutsche.de/sport/panama-papers-razzia-bei-der-uefa-wegen-panama-papers-1.2938253>

Panama Papers – mein Haus, meine Yacht, mein Briefkasten – auch Superreiche sind nur Menschen: Mehr als das Finanzamt fürchten sie nur die Ehefrau - im Scheidungsfall

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-panama-papers-mein-haus-meine-yacht-mein-briefkasten-1.2935677>

Panama Papers: "Wir fürchten um das Leben unserer Reporter"

<http://www.sueddeutsche.de/medien/panama-papers-wir-fuerchten-um-das-leben-unserer-reporter-1.2953809>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Agenten nutzten Panama-Firmen für CIA

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-agenten-nutzten-panama-firmen-fuer-cia-1.2945241>

Krieg und Öl: Wie Söldner Briefkastenfirmen nutzen

<http://www.sueddeutsche.de/politik/panama-papers-krieg-und-oel-wie-soeldner-briefkastenfirmen-nutzen-1.2947473>

Mossack Fonseca behielt pädophilen Sexualverbrecher als Kunden

<http://www.sueddeutsche.de/panorama/panama-papers-mossack-fonseca-behielt-paedophilen-sex-verbrecher-als-kunden-1.2945238>

Panama Painting

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/articles/5707cc2ca1bb8d3c3495b932/>

Panama Papers – Schäuble will deutsche Steuergesetze massiv verschärfen

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-schaeuble-will-deutsche-steuergesetze-massiv-verschaerfen-1.2970467>

US-Behörden ermitteln wegen Panama Papers

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-us-behoerden-ermitteln-wegen-panama-papers-1.2957790>

Untersuchungsausschuss zu Panama Papers kommt

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-untersuchungsausschuss-zu-panama-papers-kommt-1.2945831>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Panama beugt sich dem internationalen Druck

<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/panama-papers-panama-beugt-sich-dem-internationalen-druck-1.2956502>

Die Überblicksseite mit den vielen Geschichten und interaktivem Material sowie Videos:

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/>

Eine Sammlung der wichtigsten Panama-Papers-Geschichten auf Englisch:

<http://panamapapers.sueddeutsche.de/en/>

Einordnungen/Berichte:

New York Times: How a Cryptic Message, ‘Interested in Data?’, Led to the Panama Papers

<http://www.nytimes.com/2016/04/06/business/media/how-a-cryptic-message-interested-in-data-led-to-the-panama-papers.html>

Washington Post: ‘Hello. This is John Doe’: The mysterious message that launched the Panama Papers

https://www.washingtonpost.com/lifestyle/style/hello-this-is-john-doe-the-mysterious-message-that-launched-the-panama-papers/2016/04/06/59305838-fc0c-11e5-886f-a037dba38301_story.html

New Yorker: The Panama Papers and the Monster Stories of the Future

<http://www.newyorker.com/news/news-desk/the-panama-papers-and-the-monster-stories-of-the-future>

Frauenlauer

Erstmals in der deutschen Geschichte stehen sich bei einer Landtagswahl zwei Spitzenkandidatinnen gegenüber. Die beiden Frauen führen einen Wahlkampf ohne Kampf - und das ist leider das Schlaueste, was sie machen können.

Von Lara Fritzsche, SZ-Magazin, 10.03.2016

Die Vereinshalle im Örtchen Ingelheim hat sich aufgewärmt in den zwei Stunden politischer Wahlkampfreden: Die Wangen sind rot, die Schläfen angespannt vom Zuhören. Jetzt Druckabfall: ein Bier für die Männer, ein Wein aus der Region für die Frauen, mal ein Fenster kippen und ein bisschen Gesang. Auf der Bühne stehen sieben junge Frauen und singen a cappella. Alle sind sie schwarz-rot gekleidet, alle wippen sie im Rhythmus zu ihrem Lied. Es handelt von Frauen und was die alles können: "Männer verführen, bestellen und stornieren, Brote schmieren, Pflaster kleben, Geheimnisse rauskriegen, sich gut cremen, gut aussehen." Die Männer nicken, und die Frauen gucken neckisch ertappt und kriegen dafür ein Bussi. Als der Refrain zum zweiten Mal einsetzt, summen schon ein paar mit: "Für Frauen ist das kein Problem, so was machen wir mit links, im Sitzen, Liegen und im Stehen, meistens gelingt's." Die gute alte Multitasking-Mär zum Mitklatschen.

Alles so weit normal: Feierabend in der deutschen Provinz, ein Bierchen und ein bisschen lieb gemeinter Sexismus, von dem sich niemand angegriffen fühlt. Julia Klöckner sitzt zwischen den Ingelheimern und klatscht mit. Was bleibt ihr auch übrig. Der CDU-Ortsverband, der diese Veranstaltung ausrichtet, hat sich ja was dabei gedacht: Unser Spitzenkandidat ist eine Frau, also kommt auch ein Frauenchor, und wäre es nicht nett, wenn der was über Frauen sänge? Über starke Frauen, die verführerisch Butterbrote belegen und mit der anderen Hand blutige Kinderknie versorgen? Julia Klöckner möchte aber keine Knie pusten, sie möchte Ministerpräsidentin werden, sie möchte die mächtigste Frau in einem Bundesland

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden. Sie möchte Flüchtlingspolitik auf Bundesebene machen, mit Merkel, gegen sie, egal, aber machen. Kurz: Julia Klöckner ist nicht die Art Frau, die hier besungen wird. Und wenn sie die Menschen anspricht, merkt man, dass sie weiß, dass das ein Problem ist.

Erstmals stehen sich jetzt in einem deutschen Landtagswahlkampf zwei Frauen gegenüber. Malu Dreyer und Julia Klöckner in Rheinland-Pfalz. Und damit stellt sich die Frage: Ist dadurch alles anders? Führt eine Frau einen anderen Wahlkampf? Ist es dann ein Vorteil, wenn die Konkurrenz auch eine Frau ist: Ist das dann ein Patt? Hebt sich der Faktor Frau gegenseitig auf, so wie minus mal minus plus ergibt? Gibt es überhaupt einen Faktor Frau - oder ist das bloß eine angenommene diffuse Kraft, die der eine als mysteriöse Geheimwaffe und der andere als offensichtlichen Nachteil beschreiben würde?

Diese Fragen können nur die beantworten, die Politik machen, und am besten können es die beantworten, die als Frau Politik machen. Diese Fragen führen nicht nur nach Ingelheim zu Julia Klöckner und nach Mainz zu Malu Dreyer, sie führen auch nach Apolda in Thüringen auf den 70. Geburtstag von Gertrud, die von Christine Lieberknecht dort die Hand geschüttelt bekommt. Und diese Fragen führen in ein kleines Café, in dem eine Politikerin sitzt und leidenschaftlich analysiert, warum sie nie Ministerpräsidentin wurde. Sie will ihren Namen nicht erwähnt haben, weil es so verbittert klinge, wie sie rede. Und weil man im Nachhinein keinen Schmutz werfe. Weil das unfein sei. Ja, weil die Leute das nicht mögen.

Und schnell wird klar: Dies wird keine Geschichte über die Schwierigkeiten von Frauen. Es ist eine über Schwierigkeiten mit Frauen. Denn keine der oben genannten Frauen empfindet es als Problem, eine Frau zu sein. Auch nicht als schwierig. Es ist nicht das Amt, das anders lastet, nicht der Machtkampf, den sie scheuen. Das Problem, das sie haben, liegt darin, dass andere eines mit ihnen haben. Viel mächtiger als der politische Kontrahent oder der harte Angriff ist das Klischee, wie eine Frau zu sein hat. Das ist ihr Gegner. Und nie ist dieser Gegner so stark wie im Wahlkampf.

Ein Mann ist ein leeres Blatt Papier. Eine Frau ist kein leeres Blatt, sie ist eine Abweichung vom Normalzustand. Sie ist die Frau. Natürlich ist sie noch mehr. Sie kann schlau sein oder dämlich, höflich oder unfreundlich, rigide oder locker. Aber sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ist das alles als Frau. Das Blatt Papier, das sie ist, hat die Farbe rosa. Alles, was man darauf schreibt, sieht anders aus als auf einem weißen Blatt Papier. Blaue Tinte wirkt lila. Gelbe Tinte wirkt orange. Aus energisch wird hysterisch. Aus konsequent wird zickig. Aus realistisch wird verbittert. Aus attraktiv wird Barbie. Aus Vollzeitpolitikerin wird Rabenmutter. Aus durchsetzungsstark wird eiskalt. Aus schwanger wird "nicht erreichbar". Aus emotional wird gaga. Aus machtbewusst wird Königsmörderin. Und aus einem neutralen Gesichtsausdruck wird bei einer Frau ein unfreundlicher. Politikerinnen müssen all diese Verfärbungen immer mitdenken.

Ein Mittwoch Mitte Februar 2016, in vier Wochen und vier Tagen wird gewählt. Malu Dreyer ist in der Wahlkampfzentrale der SPD, einem hell gestrichenen Eckhaus in der Mainzer Innenstadt. An den Wänden der Flure lehnen Plakattafeln mit dem Porträt von Malu Dreyer, die Wahlhelfer müssen seitlich gehen. Dreyer steht im ersten Stock der Taktikzentrale und dreht Mini-Werbespots für den Facebook-Auftritt. In warmrotem Blazer und schwarzer Bluse redet sie auf die Kamera ein: "Wir sind schon fast am Ziel. Am 13. März will ich mit euch allen feiern." Fast nie sagt sie "ich", sondern vor allem "wir". Sie lächelt beim Sprechen so ausdauernd, dass ihre Mundwinkel immer nach oben zeigen. Im TV-Duell gegen Julia Klöckner wird sich zeigen, dass sie sogar lächelnd widersprechen kann. Und sie hat auch noch eine Steigerung des breiten Lächelns drauf; die meisten ihrer Facebook-Ansprachen an ihre Wähler beendet sie mit einem Lächeln, bei dem sie noch die Nase kraus zieht. Mehr Freundlichkeit kann man auf der Fläche eines Gesichts nicht unterbringen.

Lutz Meyer ist Politikberater und weiß um die Macht von Mundwinkeln. Im vergangenen Bundestagswahlkampf hat er Angela Merkel beraten, in Imagefragen. Manche nennen ihn seitdem auch den Kanzlerinnen-Macher. Von ihm habe sie gelernt, wie sie besser rüberkomme, heißt es. Meyer selbst hat in dieser Zeit auch etwas gelernt, nämlich dass der Faktor Frau so einiges verändert: "Frauen können nicht Wahlkampf machen wie Männer, aber sie dürfen es auch nicht als Frauen machen, sie sind was dazwischen. Sie sind in einer Rolle."

Das klingt erst mal nicht so schlimm. Dass Macht ihren Tribut fordert, ist klar, natürlich muss man etwas aufgeben. Ein echtes Privatleben, ein echtes Familienleben. Frauen müssen aber ein Stück von sich selbst aufgeben, ein bisschen "Ich". Was das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wirklich bedeutet, versteht man erst, wenn man Frauen eine Weile beim Wahlkampf zugesehen hat. So wie Julia Klöckner in der deutschen Provinz.

Für eine konservative Wahlkämpferin sind allein die eigenen Leute eine Herausforderung, zumal für eine wie Klöckner. Sie ist ehrgeizig, unverheiratet und kinderlos. Keine konservative Traumfrau. Trotzdem vollzieht sie das Kunststück, in einem Saal voller älterer Leute, in dem nichts so heftig beklatscht wird wie ihre Witze über das Binnen-I, einen Sieg zu verbuchen. Feuilletondebatten über 50/50, Vereinbarkeit und den neuen Mann sind hier ganz weit weg. Hier ist Ingelheim, hier sitzt der alte Mann - und der soll sie wählen. Klöckners Rede ist auf ihn zugeschnitten, egal wie weit sie sich vorwagt in Sachen Gleichberechtigung der Frau, Fremdbetreuung oder Flüchtlingspolitik, immer nimmt sie ihn mit.

Mitunter führt das zu rhetorischen Figuren, die Pirouetten drehen müssen. "Manche sagen, früher war alles besser, da gingen die Frauen noch nicht arbeiten, sondern waren zu Hause, und die Kinder waren gut aufgehoben", sagt Klöckner, und es das hat etwas unfreiwillig Komisches, wenn sie, die supersmarteste Berufspolitikerin, das sagt. Aber sie steht hier nicht als Frau, die führen will. Sie ist hier als Vermittlerin zwischen dem alten Mann und der Frau, die gewählt werden will. Und erst mal stimmt sie zu: "Ja, früher war es klarer geregelt, früher wusste jeder, was er zu tun hat, und das hat gut funktioniert." Sie wartet den Applaus ab. Jetzt wird sie vertraulich, weich und werbend: "Aber seien wir doch mal ehrlich, wirklich die Wahl hatten die Frauen nicht, die waren zu Hause, weil das halt so war." Stille, die Leute überlegen. Jetzt holt Klöckner vorsichtig aus: Sie wolle aber, dass die Frauen frei entscheiden könnten. An dieser Stelle klatschen die Frauen. Und viele Männer nicken, aber sie nicken nicht nach vorn, sie nicken zur Seite. Also mehr ein "Na ja".

Aber Klöckner hat noch ein Argumentations-Ass im Ärmel. Sie wird kämpferisch, als ginge es um den Fortbestand des Abendlandes, und genau den Eindruck will sie ja auch vermitteln: "Die Frau ist bei uns gleichgestellt, und da sind wir stolz drauf!", ruft sie. Jetzt klatschen alle. Natürlich, genau, so ist es.

Am Ende vollbringt Klöckner die Meisterleistung, sich selbst als Errungenschaft der Männer im Saal zu präsentieren: Weil die früher so hart gearbeitet haben und jetzt noch so offen im Kopf sind, können wir uns in Rheinland-Pfalz heute unserer Werte

so sicher sein, dass ich, als junge Frau, hier stehen und uns alle vertreten kann - so in etwa verläuft die argumentatorische Schlangenlinie, die sie aufmalt. Am Ende ihrer Rede hat sie alle eingekreist, Standing Ovations in Ingelheim. Die wahre Leistung bleibt ungesehen: eine professionelle Deformation. Das ist das eine.

Das andere ist: Was man sieht, wird nicht als Leistung wahrgenommen. Julia Klöckner hat sich, um sich für dieses Amt zu empfehlen, auch selbst optimiert. Sie hat stark abgenommen, zieht sich moderner an als früher, hat eine Frisur, die fernsehtauglich ist und halbwegs unkompliziert zu pflegen. Weiblich, aber nicht zu sehr. Selbst beim Haar scheint das das Motto zu sein. Während in Ingelheim alle Obazdn essen, Brezen und Kartoffeln mit Hering, bleibt sie bei grünem Salat. Das Weißbrot dazu gibt sie der Kellnerin gleich wieder mit. Das ist eine Aufopferung, wie Männer sie nicht erbringen müssen.

Wie geht authentisch

Christine Lieberknecht hebt auf die Frage, was anders wurde, seit sie keine Ministerpräsidentin mehr ist, nur die Füße in die Luft. Sie sitzt in einem Dienstwagen auf der Rückbank; helle Ledersitze, Lieberknecht, in Blau gekleidet mit Michael-Kors-Tasche, draußen die thüringischen Hügel, sie ist auf dem Weg ins Städtchen Apolda, 70. Geburtstag von Gertrud, gratulieren, ein Sektchen, bisschen Shrimps mit Mayo, weiter. Das ist jetzt, wo sie als einfache Landtagsabgeordnete arbeitet, eine ihrer Aufgaben - und es macht ihr Spaß. Und wenn man sie einen Tag beobachtet, so scheint es: Alles macht ihr Spaß. Allem kann sie etwas abgewinnen. Besonders den Schuhen, die sie jetzt wieder tragen darf, das sei schon eine enorme Erleichterung. Sie trägt dunkle Stiefeletten mit flacher Sohle, offenbar Schuhe, die undenkbar sind für eine Frau im Amt. Es sind die Schuhe, aber auch die Kleider in Farben und Mustern, die sie mag und die nun wieder in ihrem Schrank hängen, nachdem politische Stylistinnen sie für den Wahlkampf einkassiert hatten.

Und außer den Kleidern? Es ist die Milde, die jetzt, wo nicht mehr so genau geschaut wird, keine Schwäche mehr ist. Es ist die Verve, die jetzt, wo sie nicht mehr

im Amt ist, nicht mehr als aufbrausend gilt. Lieberknecht ist weit entfernt von Verbitterung. Sie erzählt von 25 Jahren Arglist und Tücke, auch gegen sich selbst, so ungerührt, als würde sie einen Shakespeare-Plot zusammenfassen. Aber man merkt: Diese Verfärbung immer mitzudenken hat sie Kraft gekostet. Einmal, sagt sie, hätte sie fast ein Amt nicht angenommen, das der Fraktionsvorsitzenden. Ihr Gedanke damals war: "Ich als Frau zwischen Bodo Ramelow und Christoph Matschie und in jeder Debatte gefordert als die, die verbal austeilt - ich werde dann doch immer als die gesehen, die rumkeift."

Es ist die Wahrnehmung, die das Verhalten beeinflusst. Frauen in der Politik sind umgeben von Männern, wenden sich an männliche Entscheidungsträger, häufig über Medien, die männlich geführt sind und deshalb Formate zur Selbstdarstellung anbieten, die männlich geprägt sind. Lutz Meyer, dessen Aufgabe es war, dafür zu sorgen, dass Angela Merkel gut überkommt, hat ein Lieblingsbeispiel: das Fernsehduell. Natürlicherweise würden sich Frauen so nicht austauschen, sagt er; einander gegenüberstehend, kampfbereit, manchmal pöbelnd. Denn eigentlich würden Frauen inhaltsbezogener arbeiten, weniger Show, mehr Ergebnis. Ob das nun stimmt oder nur ein weiteres Klischee ist, wenn auch ein positives, ist beinahe egal. Was stimmt: Ein Duell ist ein Format, das Frauen nicht sympathisch wirken lässt, wenn sie sich verhalten, wie das Format es vorgibt: laut und aggressiv.

Bei einem Wahlkampf unter Männern gehört der Seitenhieb zum Ritual, in Rheinland-Pfalz wird er sorgfältig gemieden. Schon im Herbst auf der Frankfurter Buchmesse gab Malu Dreyer den Ton vor, unter dem dieser Wahlkampf ablaufen würde: "Manche Dinge gehören sich einfach nicht, ich war nie respektlos und werde es auch im Wahlkampf nicht sein." Diese Absage an den Schlagabtausch wiederholt sie seitdem in fast jedem Interview. Ihre Wahlkampfstrategie ist schnell zusammengefasst: nicht kämpfen. "Die Bürger mögen es nicht, wenn sich Frauen angiften", sagt sie und lächelt. Und ihre Kontrahentin Klöckner hat sie durch ihre Verweigerung gleich mit entwaffnet: Wie soll die eine Frau angreifen, die nicht kämpfen will? Zumal als Frau, die nicht kämpfen soll? So ist der Wahlkampf, in dem sich zwei Frauen gegenüberstehen, eine ziemlich lähmende Angelegenheit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Dilemma der wahlkämpfenden Frau lässt sich auch mit einem Blick in die USA verstehen. Hillary Clinton, so diagnostizieren es viele Wahlbeobachter, hat drei Probleme. Und ein Gegner Trump wird die sehr viel gnadenloser instrumentalisieren als ein Bernie Sanders bisher im Vorwahlkampf. Es heißt, sie wirke zu schrill, zu verbissen und sei nicht authentisch. Ein Moderator witzelte zuletzt, es müsse ihr mal jemand sagen, dass das Mikro schon an ist. Schrill und verbissen, bei einem Mann heiße das: leidenschaftlich und engagiert. Immerhin: Das sind Verfärbungen, denen man begegnen kann. Fieser ist der Vorwurf, nicht authentisch zu sein. Dem kann man kaum begegnen. Vor allem nicht, wenn er stimmt.

Es gibt diese herrliche Szene, in der Hillary Clinton eine Frage aus dem Publikum beantworten soll. Wie sie denn das Ego, das man brauche, um ins Weiße Haus zu kommen, mit der nötigen Demut in Einklang bringen wolle, will einer wissen. Fiese Frage, gute Frage. Und Hillary? Sagt doch tatsächlich, sie habe sich niemals träumen lassen, je auf einer Bühne zu stehen und sich um ein solch hohes Amt zu bewerben. Die ehrliche Reaktion auf so viel Unehrllichkeit: ein kollektiver Lachanfall.

Aber wie geht authentisch denn, wenn man ständig Salat isst, obwohl man Lust auf Schnitzel hat, wenn man Farben und Schnitte trägt, die einem nicht recht gefallen, eine Frisur hat, die praktisch ist und nicht zu weiblich, wenn man stets nur einen Bruchteil von sich selbst lebt, wenn man in Wahlkampfreden nicht nur seine Inhalte, sondern auch sich als Kandidatin rechtfertigen muss? Wenn man ein Teil von sich nicht sein darf? Und wenn man es mal ist, sind alle irritiert.

Eine deutsche Landesministerin erzählt in vertrauten Runden unter Frauen gern ihre gesammelten Erlebnisse von der Hotelbar. Wie den Männern, die sich gerade noch super engagiert auf den Barhocker neben ihr vorgearbeitet haben, das Gesicht zusammenfällt, wenn sie hören, wen sie da anflirten. Eine Ministerin? Und tschüss! Die traurige Pointe aus all den lustigen Anekdoten: Die Ministerin hat irgendwann angefangen, sich als Lehrerin auszugeben. Dann ging es. Zurück bleibt die Erkenntnis, dass die mächtige Frau immer eine ihrer Seiten verschleiern muss: tagsüber die Frau. Und abends die Macht.

Interessant ist ja, dass Frauen so oft Folgewahlen gewinnen, also Ministerpräsidentin oder Kanzlerin bleiben, wenn sie es erst einmal geworden sind.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber es zu werden, ist für sie besonders schwierig. Die meisten Ministerpräsidentinnen, die Deutschland hatte, haben keine Wahl gewonnen. Sie haben sich das Amt im Gespräch mit der eigenen Partei und dem politischen Gegner gesichert, wurden ernannt oder haben Mehrheiten gesucht. Sie wurden in Hinterzimmern zu Ministerpräsidentinnen, nicht auf großer Bühne. Das gilt für Malu Dreyer, für Annegret Kramp-Karrenbauer im Saarland, für Hannelore Kraft, die in Nordrhein-Westfalen zunächst eine Minderheitenregierung führte. Auch die ehemalige Ministerpräsidentin von Thüringen, Christine Lieberknecht, übernahm erst nach der Wahl den Posten von Dieter Althaus, der zurückgetreten war. "Frauen dürfen nur in der Krise ran", sagt Lieberknecht heute. Für die Erste unter ihnen, Heide Simonis, gilt das ebenso: Sie gewann zwar selbst ihre Wahl, war aber nur aus einer Notlage heraus aufgestellt worden. Ihr Vorgänger im Amt und Parteikollege Björn Engholm war im Zuge der Barschel-Affäre zurückgetreten. Keiner traute keinem mehr, die Partei war in Verruf geraten. Man brauchte ein Zeichen, ein Signal, jemanden, der eine neue Geschichte erzählte: eine unerhörte Begebenheit. Die Wahl fiel auf eine Frau.

Viele dieser Ministerpräsidentinnen wurden danach in ihrem Amt bestätigt, manche mehrfach. Dafür gibt es drei Gründe: Weil man sah, dass sie es doch können. Weil Amtsinhaber immer bessere Chancen haben. Und weil es weniger vermessen, weniger besessen wirkt, etwas behalten als etwas erobern zu wollen.

Politikerinnen, die zur Wiederwahl stehen, legitimieren sich über die Kontinuität, sie leiten ihren Führungsanspruch daraus ab, dass sie ihre Arbeit nun, wo sie einmal da sind, auch zu Ende führen wollen. Das klingt fleißig, verantwortungsbewusst und verlässlich. Malu Dreyer hat ihre ganze Kampagne auf diesem Narrativ aufgebaut. "Offenheit, Erfahrung, Verlässlichkeit" steht auf ihren Wahlplakaten. Ihre Wahlkampftour führt sie unter dem Motto "Zu Hause unterwegs", und einer ihrer Lieblingssätze lautet: "Ich möchte mein Amt zum Wohle der Bürger weiterführen." In Angela Merkels Wahlslogan "Sie kennen mich" formvollendet sich dieses Motiv. All so etwas kann man als Frau gut sagen. Denn verbindlich zu sein, an der Sache interessiert und pflichtbewusst - das alles sind positive Vorurteile gegenüber Frauen. Zu diesen Vorurteilen gehört auch die Annahme, Frauen seien zugänglicher. Es heißt, man öffne sich ihnen gegenüber eher, ja fühle sich geborgen. Das kann

besonders dann ein Vorteil sein, wenn Menschen gerade das Gefühl haben, die Politik entferne sich von ihnen. Wenn Menschen sich nach Halt, nach Hilfe, nach Nachsichtigkeit sehnen. Frauen, die Macht haben, nutzen dieses Stereotyp. Hannelore Kraft tröstet, hilft und kümmert, seit Neuestem führt sie ein Videotagebuch. Annegret Kramp-Karrenbauer gilt als Anpackerin, die aber dabei kein großes Gewese um sich selbst macht. Sie ist uneitel tüchtig, auch ein großer weiblicher Topos. Annegret Kramp-Karrenbauer nennt sich selbst AKK, weniger Geltungsdrang geht ja kaum. Und Angela Merkel hat in dieser Zuschreibungswelt den ersten Platz am Herd gemacht. Sie ist die Inkarnation von allem weiblich Guten: die Mutti. Sie passt auf alle auf.

Als authentisch wahrgenommen werden Frauen, wenn sie sich verhalten, wie man es von Frauen annimmt. Und es scheint, als hätten Malu Dreyer und Julia Klöckner sich entschieden, da mitzuspielen. Fleißig entsprechen sie den positiven Klischees. Wo das Blatt schon rosa ist, kann man die Verfärbungen ja auch nutzen. Sie helfen den Leuten im Supermarkt beim Tütenpacken, suchen ständig den Körperkontakt zum Bürger und versuchen sich im TV-Duell Anfang März, dem einzigen Aufeinandertreffen vor der Wahl, darin zu übertreffen, wer loyaler zu Angela Merkel stehe. Inhaltlich konzentrieren sie sich auf soziale Themen.

Selbst Klöckner, die sich mit ihren Ideen in der Flüchtlingskrise eigentlich auf dem härteren Feld der Asylpolitik hervortun wollte, lenkt bei ihrem großen Wahlkampfauftakt in Ingelheim schon wieder ein: "Heute will ich nur als Letztes kurz über die Flüchtlinge reden und erst mal über Ihre Sorgen hier in Rheinland-Pfalz." Die Leute klatschen; es ist Klöckners erster Applaus an diesem Abend im Vereinsheim in Ingelheim. Sie lächelt und führt ihre Rede fort, in der es um motivierte Lehrer gehen wird und weniger Schulausfall, um mehr Polizisten und mehr Zusammenhalt, gute Straßen und sichere Wege, Alte und Junge und die Familie als das Wichtigste auf der Welt. Neben der Bühne steht ein großes Plakat: ein Porträt von Klöckner, den Kopf leicht schräg gelegt, der Blick vertrauenerweckend. Daneben steht nur ein Wort: kümmern. Als wollte Julia Klöckner nicht Ministerpräsidentin werden, sondern Knie pus-ten.

Zu den Waffen

In seinem Lausitzer Laden verkauft Gunter Fritz seit 23 Jahren Messer, Pistolen und Schlagstöcke. Gerade macht er die besten Geschäfte seines Lebens. Auch mit Wutbürgern und Rechtsextremen.

Von Doreen Reinhard, Sächsische Zeitung, 17.06.2016

Auf einer Landstraße in Ebersbach, im hintersten Zipfel der Lausitz, steht ein Soldat am Wegesrand. Er wirbt für einen Laden in einem schlichten Flachbau, den man leicht übersehen könnte. Gunter Fritz glaubt, dass er den Plastiksoldaten eigentlich gar nicht mehr braucht. Denn da gebe es ja diese andere Kampagne. „Die Frau Merkel ist die beste Werbung für meinen Waffenhandel. Sie hat das Land mit Flüchtlingen geflutet, ohne für Lösungen zu sorgen“, sagt er. „Deshalb bin ich da. Ich mache die Bürger wehrhaft, damit sie für ihre Sicherheit sorgen können.“ Alle Kunden, die sein Geschäft betreten, bekommen diese Sätze zu hören. Den meisten gefallen sie.

Der Waffenladen von Gunter Fritz zieht nicht nur Jäger und Sportschützen an. Hier kaufen auch Wutbürger, Flüchtlingsgegner und Rechtsextreme ein. Wer zu welchem Lager gehört, ist nicht immer klar, die Grenze fließend. Das gilt auch für den Chef selbst. Fritz macht Geschäfte mit Waffen und Gefühlen, auch mit Angst und Hass.

Der 55-Jährige ist ein ausgebuffter Händler und weiß, wie seine Kunden ticken. Auch, dass sie lockerer werden, wenn er bei Verkaufsgesprächen herumwitzelt, auf seine ganz eigene Art. „Waffen sind zur Lösung von Problemen da, wissen Sie? Zum Beispiel, wenn Ihre Schwiegermutter zu lange zu Besuch ist ...“ Das ist so ein Scherz, den er bei Kunden oft fallenlässt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er funktioniert auch in dieser Situation: Ein Mann, um die 40, betritt das Geschäft und interessiert sich für eine Schreckschusspistole. Sein Sohn, vielleicht zehn Jahre alt, beobachtet den Einkauf stumm. Gunter Fritz erklärt: „Das Schießen mit richtigen Waffen darf man Ihnen nur auf einem Schießstand beibringen. Mit Pappkameraden als Zielscheibe. Sie können sich ja, damit es besser klappt, das Gesicht eines Nachbarn vorstellen, den Sie nicht mögen.“ „Oder einen Asylanten“, ergänzt der Kunde und lacht. Gunter Fritz lacht mit.

Fritz, ein hagerer Mann mit stoischen Gesichtszügen, ist Besitzer und einziger Mitarbeiter seines Waffenhandels. Den Flachbau hat er nach der Wende selbst hochgezogen, direkt vor dem Häuschen, in dem er mit seinen Eltern lebt, 100 Meter entfernt von der tschechischen Grenze. Er wollte sich eine neue Aufgabe schaffen, denn damals war er arbeitslos. Die Kerzenfabrik, in der Fritz jahrelang angestellt gewesen war, machte dicht. „Ich wollte nicht in den Westen gehen wie viele meiner Bekannten.“ Also begann er, mit Waffen zu handeln. Die brauchen die Menschen immer, dachte er. Was nicht stimmte. Es gab Jahre, da lief das Geschäft so schlecht, dass er aufgeben wollte. Er hangelte sich trotzdem durch. Bis wieder goldene Zeiten anbrachen. Jetzt macht Gunter Fritz die Geschäfte seines Lebens.

Sein Laden ist nicht groß, 40 Quadratmeter, vollgestopft bis in den letzten Winkel. Der billigste Artikel ist Pfefferspray, die Dose zu 9,90 Euro, zuletzt häufig ausverkauft. Die teuersten Produkte liegen in verschlossenen Vitrinen, scharfe Waffen, Jagdgewehre und umgerüstete Kalaschnikow- Kopien, für die man vierstellige Beträge zahlen muss. Lange fielen in seinem Geschäft 50 Prozent der Verkäufe in die Kategorie „Sport & Spiel“, die andere Hälfte in „Jagd & Verteidigung“. Seit Herbst 2015 steigen die Umsätze vor allem im Bereich Verteidigung. „Die Leute kommen zu mir, weil sie Angst vor der Zukunft haben.“

Will man wissen, wovor sich die Menschen fürchten, rattert Gunter Fritz seine eigenen Ängste herunter: „Meine Heimat geht den Bach runter. Keine Wirtschaft mehr, massenhaft Abwanderung, Grenzkriminalität. Jetzt kommen auch noch die Asylanten. Mit denen steigt die Kriminalität noch mehr. Davor müssen wir uns schützen, die Polizei schafft das nicht. Also erledige ich die Aufgabe der Polizei.“ Die Rechnung des Waffenhändlers hat komplizierte Faktoren, in seiner eigenen Logik aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ein einfaches Ergebnis: Anleitung zur Selbstverteidigung. Oder Aufruf zur Selbstjustiz. Die Art, wie Fritz seine Geschäfte abwickelt, lässt beide Interpretationen zu.

Manchmal ist er stundenlang allein in seinem Laden. Dann wieder drängeln sich Autos mit Kennzeichen aus ganz Sachsen davor, und Fritz muss im Akkord beraten. Ein älteres Paar schleicht um die Auslage mit Schreckschusswaffen. Er würde am liebsten sofort eine Pistole kaufen, ihr ist das nicht ganz geheuer. Beide gehen schließlich unbewaffnet. „Ich komme ohne meine Frau wieder“, wispert der Mann Gunter Fritz noch schnell zu. Der hat schon wieder das Telefon am Ohr, ein Kunde aus Freiburg. Er erledigt häufig Fernbestellungen, wenn andere Händler ausverkauft sind. „Einen Fünfschüsser suchen Sie? Den wollen Sie auf der Straße tragen? Beziehungsweise, den müssen Sie auf der Straße tragen – von wollen kann heute ja keine Rede mehr sein.“ Dann beansprucht ein Bekannter seine Aufmerksamkeit. Ein „Patriot“ – das steht in Großbuchstaben auf seiner Jacke. Er will nicht kaufen, nur klagen. Über den Niedergang der Provinz, über Betriebe, die geschlossen haben, und über Einbrüche in der Nachbarschaft.

Man kann mit Fritz stundenlang über die Lage im Land diskutieren. Auch deshalb kommen seine Kunden. Er war noch nie bei einer Pegida-Kundgebung, obwohl er mit der Bewegung sympathisiert. Doch zum einen hat er keine Zeit – „Ich bin ja immer in meinem Laden“ –, zum anderen braucht Fritz Pegida nicht, weil es an seinem Verkaufstresen oft ähnlich zugeht wie montags in Dresden, mit den gleichen Parolen, Gerüchten, Verschwörungstheorien, mit Frust auf die Politik und Wut auf die Presse.

„Politiker sind Angestellte des Volkes. Sie sollen machen, was wir sagen, aber das tun sie eben nicht“, schimpft er. „In Zeitungen stehen nur zwei Dinge, die man glauben kann: das Datum und der Preis.“ Die Sächsische Zeitung hat er trotzdem abonniert. Um sich zu informieren, sagt er. Täglich schneidet er Polizeimeldungen aus und klebt sie in einen Ordner, der griffbereit im Laden steht. „Gesammelte Beweise für die schlechte Arbeit von Polizei und Presse.“ Fritz glaubt: „In der Zeitung stehen nur drei Prozent der tatsächlichen Straftaten, der Rest wird unterschlagen. Und die Polizei hat die Lage nicht im Griff.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man kann ihm vieles entgegenen. Von der Arbeit in Zeitungsredaktionen berichten, etwa dass Journalisten Polizeimeldungen aus Platzgründen auswählen, nicht aber 97 Prozent der Straftaten bewusst geheim halten. Man kann ihm auch die offiziellen Statistiken der Polizei zeigen, die viel weniger dramatisch klingen: Ja, es gibt in der Lausitz Probleme mit Grenzkriminalität, mehr als in anderen Kreisen. Aber die Zahlen der Straftaten sind in der Region insgesamt gesunken, laut zuständiger Polizeidirektion 2015 um fünf Prozent. Mehr als jede zweite Straftat wurde aufgeklärt.

Aber all diese Fakten prallen an Gunter Fritz ab. Seine Wahrheit ist das, was seine Kunden im Laden erzählen und er anderen Kunden weitererzählt. Anderen Informationen verweigert er sich. Nicht aber Gerüchten wie jenem, dass Flüchtlinge in Supermärkten Sachen im Wert von 40 Euro klauen dürften. Es gäbe Anweisungen, an die sich jeder Mitarbeiter halten müsse, davon ist er überzeugt. Man kann ihn bitten, gemeinsam alle benachbarten Supermärkte zu besuchen, um festzustellen, dass dieses Gerücht an keiner Stelle der Wahrheit entspricht. Fritz schüttelt mit dem Kopf: „Das bringt nichts. Das ist eine inoffizielle Anordnung, die man in den Märkten befolgt. Darüber dürfen die aber nicht sprechen.“

Flüchtlinge, die in seinem Laden so oft Thema und Anlass für Waffenkäufe sind, sieht Gunter Fritz selten, in seiner Gemeinde Ebersbach-Neugersdorf leben nur wenige. Etwa drei Dutzend Asylbewerber seien in Wohnungen untergebracht, heißt es vom hiesigen Ordnungsamt. Dafür hat sich eine andere Gruppe auffällig vergrößert: die der Waffenbesitzer.

Das Gesetz unterscheidet zwei Gruppen. Scharfe Waffen sind nur einem kleinen Kreis erlaubt, zum Beispiel Sportschützen und Jägern. Zu Hause dürfen diese Waffen nur verschlossen aufbewahrt werden. Der Eigentümer muss eine Waffenbesitzkarte nachweisen und Sachkundeprüfungen, etwa eine mehrmonatige Ausbildung in einem Schützenverein. Außerdem gibt es den sogenannten Kleinen Waffenschein für das Führen von Schreckschusswaffen. „Führen“ heißt: Man darf diese Waffen in der Öffentlichkeit tragen, aber nicht damit schießen. Falls jemand damit schießt, müsste er vor Gericht erklären, ob er aus Notwehr gehandelt hat. Darüber entscheiden letztlich juristische Einzelprüfungen. Ein Sachkundenachweis wird für den Kleinen Waffenschein nicht verlangt.

Der Sächsische Schützenbund hat Anfang des Jahres einen Rekord veröffentlicht. Die Zahl der Mitglieder ist seit 2015 um knapp neun Prozent gestiegen. Während der gesamtdeutsche Verband in der gleichen Zeit 14 000 Mitglieder verlor, verbuchten Sachsens Schützen das größte Plus aller Landesverbände. Im Vorstand des Verbandes schwankt man zwischen Freude und Verwunderung. Einen Zusammenhang zur besonders ausgeprägten Unsicherheit und Hysterie im Freistaat will niemand herstellen. Doch es herrsche erhöhte Aufmerksamkeit. Der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion Frank Kupfer, Präsident des Sächsischen Schützenbundes, erklärte unlängst seinen Mitgliedern: „Wir stehen unter Beobachtung der Öffentlichkeit. Wir dürfen uns keine Fehler leisten. Lieber einmal auf ein Mitglied verzichten, als den Falschen aufzunehmen.“

Auch die Zahl der Kleinen Waffenscheine steigt. Allein in den ersten drei Monaten dieses Jahres wurden in Sachsen 2 926 Kleine Waffenscheine ausgestellt, teilte das Innenministerium mit. Das sind allein im ersten Quartal fast doppelt so viele wie im gesamten Vorjahr. In der Heimat von Gunter Fritz, im Landkreis Görlitz, wurden im April 890 dieser Scheine registriert – 226 mehr als ein Jahr zuvor. Ob es jetzt auch stärkere Kontrollen der Waffenbesitzer gibt, bleibt trotz Anfrage beim Landratsamt unklar. „Kontrollen werden individuell und bei Bedarf vorgenommen“, heißt es dort nur.

Gunter Fritz beteuert seine Gesetzestreue. „Es kommen immer mal Leute vorbei, die mich nach illegalen Waffen fragen, aber das mache ich nicht. Da bin ich ja sofort meine Lizenz los.“ Es gebe regelmäßig Kontrollen in seinem Geschäft, auch von Testkäufern, die Behörden zu ihm schickten. Er klärt seine Kunden über die Gesetze auf und lässt sich die Belehrung schriftlich bestätigen. Was sie mit den Waffen vorhaben? Für solche Nachforschungen fühlt Fritz sich nicht verantwortlich. „Ein Autoverkäufer kann sich auch nicht dafür verbürgen, dass ein Kunde nicht am nächsten Tag mit dem Wagen eine Bank überfällt.“

Was Fritz sehr wohl weiß: Bei ihm kaufen auch Rechtsextreme. Ein Teil seines Sortiments ist speziell für diese Klientel attraktiv, daraus macht er keinen Hehl. „Ich darf niemanden diskriminieren. Jeder hat das Recht auf seine Meinung.“ Bomberjacken? „Ist praktische Bekleidung.“ Aufnäher für Jacken, die das Logo

„Doberman Deutschland“ und gemalte Springerstiefel zeigen? „Ganz normale Stiefel. Oder sehen Sie da ein Hakenkreuz?“ Das wäre verfassungsfeindlich, also verboten. Auf solche Details achtet Fritz, der Grenzgänger, peinlich genau. Eine Grenzverletzung kann er sich keinesfalls leisten.

Obwohl man damit nicht schießen kann, ist ein Bestseller in seinem Laden ein Schwibbogen, sogar jetzt, im Frühsommer. Eine Familie ist extra deshalb gekommen. „Wir wollen die Sonderbestellung abholen“, sagt die Frau, Mitte 30, und schaut sich misstrauisch um. Es ist ihr nicht recht, dass andere mithören. Während Gunter Fritz den Lichterbogen von einem Regal holt, testet sie eine Armbrust. Ihr Mann prüft derweil Gewehre, der Sohn, etwa acht Jahre alt, interessiert sich für einen Spielzeug-Galgen. Dann stehen alle begeistert vor dem Schwibbogen. Eine Szene, gegossen in schwarzes Metall: Soldat mit Schäferhund, Flagge, Flugzeug, ein Wachturm, der an Konzentrationslager erinnert, darunter der Schriftzug „Deutsches Vaterland“, darüber ein Reichsadler. „Gute deutsche Wertarbeit!“, sagt die Kundin. „Wir kennen noch mehr Interessenten und würden gern eine Großbestellung machen.“ Warum sie sich gerade für dieses Exemplar interessiert? Statt einer Antwort packt die Frau stumm die Einkäufe zusammen und schiebt ihre Familie aus dem Laden.

114,99 Euro kostet so ein Schwibbogen. „Die produziert ein Bekannter im Ort“, sagt Fritz. Mehr will auch er dazu nicht sagen. Möglicherweise benutzt der Bekannte eine Vorlage. Im Internet findet man jedenfalls einen Bogen, der fast identisch ist mit dem Lausitzer Modell. Dieselbe „Vaterlands“-Szene, allerdings dekoriert mit Hakenkreuzen. Vertrieben wird jenes Exemplar von Onlinehändlern mit Firmensitz in Gibraltar, doch ist auf der Webseite vermerkt, dass man gerne an Kunden in Deutschland liefert. Auch Erdnüsse in einer nachempfundenen Büchse „Zyklon B“ – das Auschwitz-Gas.

Gunter Fritz sagt, er habe von diesem Online-Shop noch nie gehört. Mit Hakenkreuzen wolle er eh nichts zu tun haben und würde auch nie Werke von Adolf Hitler verkaufen. „Die kommentierte Ausgabe von ‚Mein Kampf‘ finde ich albern. Das Original habe ich zum Teil gelesen, aber das ist wirklich großer Mist.“ Gunter Fritz überlegt kurz, dann fügt er hinzu: „Adolf Hitler ist doch der beste Beweis, dass Ausländer für Deutschland schädlich sind.“

Auch Stuckimann unter den Opfern

Dem Schriftsteller Benjamin von Stuckrad-Barre gelingt mit seinem Memoir "Panikherz" eine brillante Erzählung über die Obsessionen unserer westlichen Kultur.

Von Thomas Huetlin, DER SPIEGEL /16/2016

Berlin, Grill Royal, ein Sommerabend, die Geburtstagsfeier eines Freundes. Benjamin von Stuckrad-Barre, der einer der Gäste ist, kommt an. Es ist eher ein Auftritt als ein Ankommen.

Er trägt einen weißen Anzug, er hat das größte und teuerste Geschenk. Er erzählt, dass es ihm super gehe. Er lebe jetzt in Los Angeles, im Chateau Marmont, dem legendären Hotel am Sunset Boulevard. Die Adresse der A-Liga von Hollywood.

Dann erzählt er, dass er gerade den alten Beatles-Song „I Saw Her Standing There“ so oft höre. Paul McCartney habe den einmal bei einem Konzert von Billy Joel im New Yorker Shea Stadion gespielt.

Ach. Wirklich?

Ja, Billy habe Paul angerufen und ihm gesagt, komm doch vorbei. Da sei Paul aber schon in der Luft gewesen, raus aus New York in seinem Learjet. „Dann dreh eben um“, habe Billy ihn gebeten. Und Paul ließ den Flieger wenden und stand dann mit Billy auf der Bühne für einen Song. Paul, Billy, Learjets, die in der Luft merkwürdige Manöver veranstalten, um einem Freund und natürlich 50000 Zuschauern einen Gefallen zu tun.

Das ist eine Welt, über die Stuckrad-Barre gerne spricht. Diese Welt zieht ihn an. Er möchte Teil von ihr sein. Und sein Auftritt heute Abend in Berlins schickstem Lokal ist einer, mit dem Billy und Paul zufrieden wären. Denn hier stürmt jemand auf die Berlin-Mitte-Bühne, mit dem es das Leben gut zu meinen scheint, einer, der wirkt, als habe er keinerlei Probleme damit, gut zu sich selbst zu sein. Ein sonniger Narziss.

„Und dann entdeckte ich das Kotzen, Magersucht wurde Bulimie. Irgendwann in so einer Attacke wird dann alles egal. Man sitzt und kotzt im Wechsel. Im Verlauf eines solchen Anfalls sinkt man auch jedes Mal tiefer ins Klo, man möchte am liebsten ganz darin verschwinden, das Spülwasser kühlt angenehm den erhitzten Kopf“, schreibt Stuckrad-Barre in seinem Buch „Panikherz“, das am Donnerstag erscheint.

Stuckrad-Barre ist einer der talentiertesten Autoren des Landes und wohl auch einer der bestbezahlten, aber auf den 576 Seiten dieses Buches entblößt er sich, beschreibt seine Kokainsucht, seine Magersucht, seine Aufenthalte in Entzugskliniken. Der vermeintliche Erfolgsmensch zeigt das Röntgenbild seiner geplagten Seele.

Aber warum? Stuckrad-Barre verdient viel Geld als Reporter beim Springer Verlag. Er schrieb früher mal Gags für Harald Schmidt, er schrieb mit Helmut Dietl das Drehbuch zu dessen letztem Film, er schreibt Songs mit Udo Lindenberg. Er ist ein begnadeter Reporter. Sein letztes Buch „Auch Deutsche unter den Opfern“ erhielt wunderbare Kritiken. Und jetzt das: Stuckrad-Barre als einer, der sich so sehr hasst, dass er über Jahre versuchte, sich abzuschaffen. Auch Stuckrad-Barre unter den Opfern? „Panikherz“ erzählt von einem Mann, der selbst sein größtes Opfer ist.

Im Moment lebt Stuckrad-Barre im Hamburger Hotel „Atlantic“, sein Held Udo Lindenberg wohnt dort schon seit Jahrzehnten. „Panikherz“ handelt auch von Stuckrad-Barres Verehrung für Lindenberg, inzwischen darf er sogar seine Menthol-Zigaretten in Lindenberg's Humidor im Raucherzimmer des „Atlantic“ lagern. Stuckrad-Barre hat ein Gespür für Symbolik. Im Grill Royal in Berlin ist es ein Messingschild an der Bar, auf dem „Stucki“ geschrieben steht. Stuckrad-Barre wirft einen weißen Schal auf eines der roten Chesterfield-Sofas im Raucherzimmer. „So einen Schal habe ich dem Helmut geschenkt“, sagt er. Helmut Dietl. Auf Seite 547 steht, dass der Schal von Hermès ist und 360 Euro gekostet hat. „Freili ist des scheißsteuer“, sagt Dietl in Stuckrad-Barres Buch. „Aber gut is‘ scho‘aa.“

Man erschrickt, wenn Stuckrad-Barre diesen Schal ablegt, man sieht dann, wie dünn sein Oberkörper ist, ungesund dünn.

Aber warum das alles öffentlich machen?

„Ich kann nicht Fiction schreiben“, sagt Stuckrad-Barre. „Ich lese ungern Fiction, das interessiert mich irgendwie nie. Deshalb habe ich relativ früh angefangen zu beschreiben, was mit mir ist. Mich selbst als Abräumhalde zu benutzen. Relativ 1:1“.

Er habe dieses Buch seit 15 Jahren schreiben wollen, erzählt er. Aber immer sei etwas dazwischen gekommen. Bei einem Versuch 2006 in Italien habe er sofort wieder so einen Heißhunger auf Drogen und das asoziale Leben bekommen, dass er im Nu wieder dabei war.

„Panikherz“ ist kein Roman, sondern ein Memoir und dennoch viel mehr als nur der Offenbarungseid eines Extrembegabten. Das Buch liest sich wie ein Roman über einen fallenden Helden unserer Zeit. Es handelt von einem Mann, der die Oberflächen liebt, den Glanz, den Ruhm, das Geld, den Pop, die Mode, die Drogen, das Schöne. Von einem, der unbedingt dorthin will, wo er „das Licht“ vermutet. Und verdammt hart dafür arbeitet, um in diese Höhen zu gelangen.

Eines Helden, der sich diese Oberflächenwelt einverleibt und der es nicht genießen kann. Der immer mehr braucht. Mehr Ruhm. Mehr Helden. Mehr Bret Easton Ellis. Mehr Harald Schmidt. Mehr Udo Lindenberg. Mehr Helmut Dietl. Mehr Geld. Mehr Drogen. Und der aus dem Licht immer tiefer hineingetrieben wird in die Finsternis. Ein Entwicklungsroman über die Strahlkraft der Popkultur und die Leere, die sich dahinter verbirgt. Der davon erzählt, wie Angst, Rausch, Übelkeit, Panik immer größer werden. Ein Entwicklungs-Roman ins Nichts. Ein Krankenbericht der Generation Golf.

Stuckrad-Barre aber verfügt über die Erzählfkraft, diese existenzielle Oberflächlichkeit genau und intensiv und grotesk zu beschreiben. Die Gnadenlosigkeit seines Humors und die Härte, mit der er die Welt um sich herum katalogisiert, wendet sich auch gegen sein erzählerisches Ich. „Ich gehörte in die Bahnhofskneipe, dort sahen alle aus wie ich und hatten auch dieselben Interessen: Bitte einmal Vollrausch, mein Vermögen habe ich hier in Münzform in meiner ausgestreckten Hand, nehmen Sie sich, meine Hände zittern zu sehr, um selbst die paar traurigen Kröten zu zählen, die auch nur noch von hier bis zur Wand reichen. Aber diese Wand wollen wir bitte so schnell und so berauscht, wie mit dieser Summe möglich, erreichen“.

Es ist eine Welt fast ohne normale Menschen, die Stuckrad-Barre beschreibt, ohne Frauen sowieso. Der Ich-Erzähler verwendet all sein Talent und seine Energie darauf, seinen Helden nahezukommen. Dietl wird sein enger Freund und Vertrauter, aber der größte Held des Starsuchers ist Udo Lindenberg. Der Erzähler ist eine Art Superfan, der alle Lindenberg-Songs auswendig kann. Der Udo-Kosmos aus Nordsee-, Reeperbahn- und Desperado-Romantik ist für ihn die bessere Welt, es ist die Welt, die wirklich zählt.

Dummerweise ist das auch ein Pfad ins Verderben. „Udos Werk und Auftritte empfand ich von Beginn an als Werbung für den Rausch als solchen, Rausch als Spaß und Selbstzweck, Rausch aber auch als Protest, als Haltung“, schreibt Stuckrad-Barre.

Lindenberg ist es auch, der das Verfassen von „Panikherz“ erst ermöglichte. Er hatte Stuckrad-Barre eingeladen, mit nach Los Angeles zu kommen, ein wenig Urlaub zu machen im Chateau Marmont. Raus aus dem grauen Berlin, weg von der trüben Stimmung, hin in die Leichtigkeit des kalifornischen Seins. „Ich solle einfach hier bleiben, bis der Winter in mir vorüber ist. Bisschen auf Vorrat Sonne einsammeln, hm, Stuckimann“, sagt Lindenberg zu ihm.

Erst in diesem seltsam fröhlich-melancholischem Licht von Los Angeles traut sich Stuckrad-Barre von seinem Selbsterstörungstrip zu erzählen, von seiner Flucht vor den Eltern, vor der verordneten Demut der evangelischen Pfarrerrfamilie, vor der Stille, vor sich selbst.

Die Selbstentäußerung, das Anbeten der Helden trägt durchaus religiöse Züge. Das Superfantum schenkt ihm Sinn und Richtung im Leben, manchmal sogar eine bewusste, spirituelle Transzendenz. An diesem Nachmittag im Atlantic, zwischen vielen doppelten Espressi und noch mehr Menthol-Marlboros, fasst sich Stuckrad-Barre gelegentlich ans Herz, wenn er von Lindenberg spricht. Es gehe ihm da, sagt er, wie Amerikanern, sobald die Nationalhymne gespielt werde.

So überspannt, neurotisch, aber auch lustig Stuckrad-Barre heutzutage ist, so vernünftig und ernst, scheint seine Kindheit gewesen zu sein, die er in „Panikherz“ beschreibt. Ein protestantisches Pfarrhaus in einer Kleinstadt zwischen Hamburg und Bremen, die Eltern Ökos aus dem Bildungsbürgertum. Es wird Wert gelegt auf klassi-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sche Musik und darauf, die Not zu lindern in der Dritten Welt. Zum Frühstück werden Sprüche aus der Bibel zitiert, die Stuckrad-Barre als „Showstopper und Extrem-downer“ fürchtet.

Er beneidet ausgerechnet diejenigen, die von seinen Eltern als „Spießer“ belächelt werden. Dort gibt es Cola und Nutella, Tennisunterricht und Markenkleidung. Die Spießer-Mütter verbringen viel Zeit beim Friseur und bedienen ansonsten ihre Kinder. Die Spießer-Väter sind selten da und rauchen, und den Sommer verbringen die Spießerfamilien im Pauschalurlaub am Mittelmeer und nicht in den Bergen, wo der Pfarrersohn mit seinen drei Geschwistern wandern muss.

Es quält ihn, Vererbtes, Geflicktes und Selbstgestricktes zu tragen. Die Klassenschönheit, eine blonde Architektentochter, verachtet ihn. Er schämt sich wegen seiner Eltern, mag die ständigen Ermahnungen, Gutes zu tun, nicht mehr hören. Dosen für Afrika werfen, Eier auf Löffeln gegen das Wettrüsten balancieren, Luftballons gegen Atomendlager steigen lassen. „Die Helfer rochen alle unterm Arm und aus dem Mund“, schreibt Stuckrad-Barre. „Und im Gemisch mit Bohnerwachs und Erbsensuppendampf wabert dieses säuerliche Hilfsbereitschaftsodeur durch alle Gemeindehäuser.“

Stuckrad-Barre ist zwölf Jahre alt, als er zum ersten Mal Udo Lindenberg hört. Sein Bruder hat ihm eine alte Platte auf Kasette aufgenommen. Ein Erweckungserlebnis. „Dieser Udo Lindenberg, das merkte ich sofort, der ist unser Freund. Der kämpft für uns, der ist Vorbild, Leitstern, der hat recht“.

In Wahrheit ist die gute Zeit Lindenegs Ende der Achtziger lange vorbei. Hut, Sonnenbrille, die nervkumpelige Ey-Du-Sprache – er ist auf dem Weg zur Witzfigur, populär vor allem noch in der dahinbröselnden DDR, ein musikalisches Care-Paket für die Provinz. Die blonde Architektentochter in der Schule gibt ihr Geld längst für HipHop aus. Stuckrad-Barre will nichts davon wissen. Er hört die Lindenberg-Cassette, bis das Band reißt.

In der Schule bei den Mädchen bleibt Stuckrad-Barre ein Außenseiter, trotzdem schenkt ihm die Welt des Pop jetzt einen Zugang zum Schatz des coolen Wissens. Er schafft es, dass eine Punkband aus der Region, die Bates, bei der Abiturfeier auftreten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schließlich gibt ihm der Sänger der Band vor dem versammelten Jahrgang noch ein Upgrade der besonderen Art.

„Das ist für Benny, Glückwunsch zum Abi, Alter“. Er ist jetzt Jemand. Er ist der Typ, den die Bates als Freund ansprechen. Mensch, Alter.

Einmal auf der Spur, nimmt Stuckrad- Barre Fahrt auf. Er wird Journalist in Hamburg, aber es reicht ihm bald nicht mehr, seine Helden zu treffen und dann ein paar Zeilen über sie zu verfassen. Er möchte ihnen viel näher sein, deshalb setzt er seinen Charme, seinen Witz ein, damit sie erkennen, wie wichtig er für sie sein kann. Er geht jetzt fast strategisch vor, immer auf der Suche, wie er schreibt, nach einer undichten Stelle in einem Organismus, in den man sich reinschlawinern kann.

Erst arbeitet er für den Moderator Friedrich Küppersbusch, dann bei Harald Schmidt, dem Sniper des deutschen Fernsehens. Stuckrad-Barre wird einer seiner Haupt-Gagschreiber. Menschen, lernt Stuckrad, sind Material. Größtmögliche Rücksichtslosigkeit, das ist das Diktum von Schmidt. Stuckrad-Barre wird einer von Schmidts Paradekillern. Nebenbei schreibt er seinen ersten Roman: „Soloalbum“. Das Buch macht ihn nun selbst berühmt. Mädchen schicken ihm Nacktfotos, seine Lesereisen gleichen den Tourneen eines Rockstars.

Die Beschleunigung seines Aufstiegs lässt ihn immer ruheloser werden. Nervosität ist jetzt sein Dauerzustand, dazu die Angst, dem allgegenwärtigen Besichtigtwerten nicht zu genügen. Er findet sich zu dick, isst wochenlang nur Sauerkraut. Das große Kotzen beginnt. „Hundert Prozent Lesesaalauslastung, ein Prozent Fett- das ist das Glück“, schreibt er.

Es ergeben sich neue Möglichkeiten. Während einer Buchmesse zieht er auf der Toilette des Hotels Frankfurter Hof Kokain mit dem amerikanischen Schriftsteller Bret Easton Ellis, seinem größten literarischen Idol. Ellis ist, was Stuckrad-Barre gerne wäre – ein vollendeter Kältetechniker der Popkultur. Ein König des eingefrorenen Gefühls.

Kokain ist die Droge dafür. Totale Ich- Bezogenheit paart sich mit einem kompletten Desinteresse für andere Menschen, sogar die engen Freunde werden nur noch nach dem Nutzen für das eigene Ego abgetastet – das ist die gute Zeit auf Kokain. Die

schlechte ist das Runterkommen. Das miese Gewissen, die Panik. Und natürlich die Paranoia, dass selbst die guten Freunde vor allem darauf aus sind, einem schaden zu wollen. Der einzige Ausweg: noch mehr Kokain. Noch mehr Kälte. Noch mehr Paranoia. Noch mehr weißes Pulver.

Koksen, kotzen, koksen, kotzen, so geht das über Jahre. Vorschüsse werden kassiert, tausende von vollgeschriebenen Zetteln von Wohnung zu Wohnung geschleppt. Veröffentlicht wird wenig, auf Kokain schreibt sich nicht gut. Der Laptop wird zur Drogenzerkleinerungsunterlage, die Behausungen bleiben kahl, ohne Möbel, ohne Lampen. Weihnachten verbringt Stuckrad-Barre allein. Der Dealer ist sein einziger Gast. Das Menu: irgendwas aus einer braunen McDonalds-Tüte.

Er beginnt Therapien. In Privatkliniken am Chiemsee erst, im Schwarzwald. Er wird rückfällig. „Der Sucht ist der Abstieg völlig egal“, erzählt Stuckrad-Barre jetzt im Atlantic. „Die Sucht sagt: Wenn du kein Geld mehr hast, ist mir das Wurst, ich bin die Sucht, da leihst du dir was. Wenn du dir nichts mehr leihen kannst, gehst du in die Bars an der Reeperbahn, wo alle Leute Drogen nehmen, nimm deren Drogen. Die Sucht sagt nicht, oh, wir sind auf Null, weil Geld zu Ende. Die Sucht sagt: Wir gehen weiter.“

Es dämmt bereits, als Udo Lindenberg den Raucherraum des Atlantic betritt. Lindenberg lebt vor allem nachts, er ist gerade aufgestanden und auf der Suche nach einer Zigarre. Er trägt seine Udo-Uniform, frackähnlicher Mantel, Hut, Sonnenbrille, beugt sich zum Humidor herunter und murmelt, er suche die von Fidel oder Che, aber zur Not nehme er auch die von Churchill.

Lindenberg greift sich zwei Zigarren, dann setzt er sich zu Stuckimann. Sie reden über Lindenegs neues Album, das nächsten Monat erscheinen soll, und den Porsche, in dem sie neulich nach einer langen Nacht im Studio von der Polizei gestoppt wurden. Jungs, habe Lindenberg zu den Polizisten gesagt, fahrt ihr das Ding ins Atlantic. Stuckimann und ich gehen zu Fuß.

Stuckrad-Barre entspannt sich. Er redet lieber über seinen großen Helden und dessen Autos, als über sein Buch und sich selbst. Lindenberg, das merkt man, respek-

tiert Stuckrad-Barre nicht nur, er scheint ihn wirklich zu mögen. „Er ist“, sagt Lindenberg, „ein großer Inspirator“.

Es war Anfang der Nullerjahre, als die beiden sich besser kennenlernten. Damals befand sich Lindenberg immer noch in seinem Tief, hatte fast jedes Interesse an der Musik, sich selbst und an der Welt verloren, er redete wie sein eigener Parodist und soff an der Bar des Atlantic die Nächte weg.

Jemand hatte die Idee, dass Lindenberg mit einem Sonderzug nach Magdeburg fahren und dort eine „Mauer des Frusts“ aus Styropor durchbrechen sollte. Lindenberg war alles egal, auch die ganzen Schlaumeier-Journalisten, die mitgekommen waren, um ihn zu verhöhnen, nur einer nicht: Stuckrad-Barre, der auf dieser Reise vor lauter Kokain nicht mehr geradeaus gucken konnte und einen Halt suchte. Ausgerechnet Lindenberg war seine letzte Ausfahrtmöglichkeit auf der Autobahn zur Hölle. Stuckrad-Barre deklamierte Dutzende von Lindenberg Songs, dazu erklärte er den Drüberstehjournalisten, dass Lindenberg größer als Mick Jagger sei, echter Rock'n'Roll. Niemand nahm ihn ernst. Er wirkte wie ein irrer Stalker, kurz bevor der Mann mit der Beruhigungsspritze kommt.

„Einen Bruder im Geiste“ habe er damals erkannt, sagt Lindenberg an diesem Nachmittag. „Ich stehe auf angenehm Verrückte. Normalität fällt nicht in unseren Zuständigkeitsbereich. Er war ein bisschen speedy unterwegs. Bisschen auf Schleuderkurs. Aber das kann jedem mal passieren“.

Lindenberg brachte damals nach der Zugfahrt Stuckrad-Barre zu seinem Arzt. Eine dritte Entziehungskur begann.

Für Lindenberg jedenfalls hat sich dieser Einsatz gelohnt. „Er hat mir aus dem Matsch geholfen“, sagt er jetzt. Stuckrad-Barre hatte ihm Mitte der Nullerjahre geraten, zurückzukehren zu seinem musikalischen Kern. Die Musik befreien von zu viel Zucker, zu viel Bizeps, zu viel Schrott. Stattdessen: Mut. Na ja, und dann war es auch so, dass sich Lindenberg selbst einen großen „Dröhner“ nannte.

Stuckrad-Barre wohnte im Hotel Prem damals, nicht mal einen Kilometer vom Atlantic entfernt. Täglich hängte er Lindenberg zur Aufmunterung eine schmale Krawatte an dessen Zimmertür, Nummer 212, dazu ein Zettel mit der Aufschrift:

„Eine Schmale gegen die breiten Zeiten“. Lindenberg damals war ziemlich drauf, Stuckrad-Barre hatte bei Zara gleich eine große Tüte voll mit Krawatten gekauft. Die Krawattentherapie wirkte: „Stark wie Zwei“, Lindenbergs Album aus dem Jahr 2008 war seine beste Arbeit seit einem Vierteljahrhundert. Ein überragendes Comeback.

Seltsamerweise erzählt Stuckrad-Barre von diesem Teil der Geschichte nichts in seinem Buch. Vielleicht weil sie nicht passt. Stuckrad-Barres Erzählperspektive ist ja die eines rücksichtslos ironischen Angebers und Büßers, der von Lindenberg, wie von einem Märchenonkel, gerettet wird. Lindenberg, das merkt man an diesem Nachmittag, ist dieses Ungleichgewicht zu seinen Gunsten ein bisschen peinlich, und er scheint froh zu sein, die Sache in die Balance rücken zu können.

Lindenberg verabschiedet sich. Er will heute Nacht nach Amsterdam fahren. Stuckrad-Barre muss noch Texte von Udos neuer Platte Korrekturlesen und sagt, dass er nach über 40 Jahren endlich die Interpunktion auf dem „Planeten Lindenberg“ eingeführt habe. Er spricht davon, dass es für einen Egozentriker wie ihn angenehm sei auf diesem Planeten zu leben, voll einzusteigen auf dem „Panikdampfer“, weil dies gleichzeitig bedeute, dass er dann „Ferien von sich selbst“ habe.

In seinem Zimmer hängen zwei Laufausrüstungen zum Trocknen. Jeden Tag läuft Stuckrad-Barre dreimal um die Alster. Einmal morgens zwei Runden allein und dann eine Runde mit Lindenberg nachts um drei Uhr.

Ferien von sich selbst, das ist das, was Stuckrad-Barre beim Laufen erlebt, und er erlebte das auch, als er das Buch in Los Angeles schrieb. „Mich gab es gar nicht mehr, da war alles Buch“, sagt Stuckrad-Barre. In L.A., dieser Welt der Künstlichkeit und der Fälschungen, findet er im Schreiben, in der Kunst Klarheit und Versöhnung mit sich selbst. Er schafft einen Erzähler, der in seinem Ringen um Größe immer weiter zerfällt und schließlich von einem gerettet wird, der selbst dringend Hilfe braucht.

Es ist, wenn man sich einige Biografien aus der Geschichte des Pop ansieht, eine klassische Erzählung. Mit dem Unterschied nur, dass sie bei Stuckrad-Barre fürs erste gut auszugehen scheint. Andere wie Amy Winehouse oder Kurt Cobain hatten nicht so

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

viel Massel. Vielleicht auch, weil man in einem Buch die Dinge besser erzählen und zu sich finden kann, als in den knappen Zeilen eines Popsongs.

Vor der Reise nach Los Angeles, erzählt Stuckrad-Barre, hätten ihn Depressionen geplagt. Die Geburt seines Sohnes habe bei ihm das Gefühl verstärkt, nicht mehr schreiben zu können, ein Verstummen habe sich in ihm ausgebreitet. Er hielt wie viele Ego-Artisten die Kleinfamilie nicht aus. Sein Umzug in eine Wohnung unweit von Frau und Kind, habe alles noch schlimmer gemacht. Ein Apartment mit Tisch, Stuhl, Bett, Büchern und ihm selbst. Mit der Stille seien die Panikattacken gekommen. „Man hat das Gefühl, dass der Körper zu klein ist für das, was drinnen ist. Das Gefühl, man muss jetzt vom Balkon springen.“ Manchmal habe er gedacht, nur dieses Buch noch schreiben, das musst du noch tun, schon, weil sich dann die Nachrufe besser lesen.

Stuckrad-Barre wurde vor kurzem 41. Er hat seit Jahren kein Kokain und keinen Alkohol mehr angerührt, er trinkt doppelten Espresso und zum Runterkommen Kamillentee, aber weil das alles nur bedingt hilft, braucht er nach wie vor Drogen, nicht vom Dealer, sondern vom Arzt. Jeden Abend zwei Schlafmittel, um nachts Ruhe zu finden. Antidepressiva, um durch den Tag zu kommen. Laufen und Schreiben sind die einzigen Medikamente, die er sich selbst verordnen kann.

„Ich fühle mich unwohl, irgendwo anzukommen“, sagt Stuckrad-Barre. „Ich kann schlecht wohnen. Ich langweile mich wahnsinnig schnell. Auch mit mir selbst“.

Was wird geschehen, wenn „Panikherz“ erscheint und viele Menschen sein Inneres entdecken? Was wird aus dieser Abräumhalde namens Ich? Gibt es ein Leben nach der Adoleszenz, das die Beschreibung lohnt? Das nächste große Ereignis in unserem Leben wird unser Tod sein, schreibt Stuckrad-Barre in seinem Buch über sich und das in die Jahre gekommene Publikum eines Konzertes von Noel Gallagher, dem ehemaligen Chef von Oasis.

Das ist verrückt. Zwischen der Liebe zu Oasis und dem Tod liegt jene Zeit, die man das Leben nennt. Eigentlich. Vorausgesetzt, man verlangt von seinem Leben nicht, dass es dahinrast wie ein endloser Kokainrausch.

Draußen auf dem Gang vor seinem Zimmer fragt ein Kellner, ob Stuckrad-Barre schon einmal die Karte für das Frühstück morgen haben wolle.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

„Auf gar keinen Fall“, sagt Stuckrad- Barre.

Wer rettet Klara?

Eine Pharmafirma entwickelt ein Medikament, das einem todkranken Kind helfen könnte. Aber sie rückt das Mittel nicht heraus. Dafür gibt es gute Gründe

Von Nicola Meier, DIE ZEIT, 15.09.2016

Angenommen, ein Kind ist todkrank und Sie haben das Medikament, das es retten könnte. Geben Sie ihm das Medikament? Dumme Frage. Natürlich.

Angenommen, ein Kind ist todkrank und Sie haben das Medikament. Angenommen, Sie wissen: Wenn die Rettung schiefgeht, darf niemand anderes mehr das Medikament bekommen. Zehn, vielleicht hundert Kranke, denen das Medikament helfen könnte, werden nicht behandelt werden, weil Sie versucht haben, das eine kranke Kind zu retten.

Was machen Sie? Geben Sie ihm das Medikament, oder lassen Sie es sterben, damit die vielen anderen eine Chance haben?

Das ist ja ein absurdes Gedankenexperiment, denken Sie. So eine grausame Entscheidung muss niemand fällen. Irrtum. Das Gedankenexperiment ist gar nicht so weit von der Realität entfernt.

Klara

»Kommen Sie bitte mit Ihrem Mann«, hat die Ärztin am Telefon zu Kathrin Brenner gesagt, und: »Kommen Sie ohne Klara.« Es ist der 1. Oktober 2015, als Kathrin und Dominique Brenner sich von ihrem Reihenhaus in Schwentental bei Kiel auf den Weg zum nahen Epilepsiezentrum machen.

Ein Jahr zuvor hat man bei ihrer Tochter Klara Epilepsie diagnostiziert. Inzwischen ist Klara vier Jahre alt, und die Brenners registrieren immer öfter, wie der

Blick ihrer Tochter für einen Augenblick leer wird. Das seien Absenzen, erklären die Ärzte, Anfälle, bei denen Klaras Bewusstsein aussetze. Aber wieso hat Klara immer mehr Absenzen, trotz der Behandlung? Zehn Tage hat man sie im Epilepsiezentrum untersucht.

Als Kathrin und Dominique Brenner ins Sprechzimmer kommen, ist auch eine Psychologin da.

»Klara hat eine Stoffwechsel-Erkrankung«, sagt die Ärztin. Sie ringt mit den Worten, erklärt, dass es für die Krankheit Neuronale Ceroid-Lipofuszinose keine Heilung gibt, keine Therapie.

Kathrin Brenner laufen schon die Tränen über die Wangen.

»Klara wird abbauen«, sagt die Ärztin, »geistig und körperlich.«

»Wie hoch ist die Lebenserwartung?«, fragt Dominique Brenner.

»Nicht sehr hoch«, sagt die Ärztin.

Neuronale Ceroid-Lipofuszinose, kurz NCL, ist eine seltene Krankheit. Wie bei jedem Menschen lagern sich in Klaras Gehirn wachsartige Substanzen ab, Abbauprodukte von Zellen. So wie Staub auf der Fensterbank. Normalerweise transportiert ein Enzym sie ab, putzt also im Gehirn. Durch einen Gendefekt fehlt Klara dieses Enzym. Die Nervenzellen verkleben und sterben nach und nach ab. NCL ist eine Hirnabbauerkrankung wie Alzheimer, sie wird auch Kinderdemenz genannt. Klara wird vergessen, aber nicht nur das. Sie wird auch verlernen, zu sprechen, zu laufen, zu schlucken. Sie wird erblinden.

Als Kathrin und Dominique Brenner von der Klinik nach Hause fahren, denken sie: Bloß Klara nichts merken lassen. Sie schmieren Butterbrote, lesen eine Gute-Nacht-Geschichte vor. Als Klara schläft, weicht der Schock einer nicht gekannten Verzweiflung. Kathrin Brenner legt sich zu ihrer schlafenden Tochter, hält sie im Arm. Es kann nicht wahr sein, denkt sie. Es darf nicht wahr sein.

Klara, ihr einziges Kind. Leseratte. Pferdemädchen. Pippi-Langstrumpf-Fan.

Dominique Brenner sitzt am Computer, er braucht Fakten, um zu begreifen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Etwa 700 Kinder in Deutschland haben NCL, liest er. Es gibt 14 bekannte Unterformen. Klara hat die sogenannte spätingantile Form, NCL2, erste Symptome typischerweise: im Alter von drei. Was Dominique Brenner noch liest, ist so grausam, dass er seiner Frau in den nächsten Tagen das Googeln verbietet. Im Schnitt zwischen dem fünften und dem siebten Lebensjahr sind NCL2-Kinder Pflegefälle, angewiesen auf Hilfe rund um die Uhr.

Bis zu Klaras fünftem Geburtstag sind es noch acht Monate.

In den folgenden Tagen wünschen die Brenners sich, was alle Eltern sich wünschen, deren Kind todkrank ist: ein Wunder.

Sechs Tage nach der Diagnose haben Kathrin und Dominique Brenner einen Termin im Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf (UKE), wo jeden Donnerstag eine NCL-Sprechstunde stattfindet. Die Ärztin dort spricht von den NCL-Kindern als »ihren Kindern«. Von ihr erfahren die Brenners, dass ein Unternehmen in den USA möglicherweise ein Mittel gegen NCL2 gefunden hat, eines, das den Verlauf der Krankheit verlangsamen, vielleicht aufhalten kann.

Wissenschaftler haben es geschafft, das Enzym, das Klara fehlt, künstlich herzustellen. Nun wird die regelmäßige Injektion des Enzyms ins Gehirn der Kinder getestet. Die Studie läuft in der amerikanischen Stadt Columbus, außerdem in Rom, London und Hamburg. Hier, im UKE, werden zwölf Kinder behandelt, insgesamt nehmen 24 Kinder teil. Bei einer Operation wird ihnen erst eine daumennagelgroße Kapsel unter der Kopfhaut eingepflanzt, in die dann alle zwei Wochen das Medikament gespritzt wird. Von dort sickert der Wirkstoff durch einen Katheterschlauch ins Gehirn. Die Zwischenergebnisse der Studie: vielversprechend. Das Medikament scheint den Krankheitsverlauf zu verlangsamen, bisher ohne schwere Nebenwirkungen. Es klingt zu gut, um wahr zu sein. Das Wunder, das die Brenners sich gewünscht haben: Plötzlich scheint es möglich.

Das Gesetz

Bis zur Zulassung eines Medikaments vergehen normalerweise viele Jahre, mit gutem Grund. Strenge Regeln sollen verhindern, dass sich jemals ein

Schreckensszenario wiederholt, das sich in die Köpfe der Menschen eingebrannt hat. Das Schlafmittel Contergan war von 1957 an vier Jahre auf dem Markt. Dann stellte sich heraus, dass es bei Schwangeren den Fötus schädigte. Weltweit waren da bereits 10 000 Babys mit fehlgebildeten Gliedmaßen zur Welt gekommen. Seit dem Contergan-Skandal steht jedes neue Medikament nicht mehr nur für Hoffnung, sondern auch für Gefahr.

Nach der Contergan-Katastrophe wurde in Deutschland das Arzneimittelgesetz mehrfach verschärft. Das heutige, seit 1976 in Kraft, gilt als eines der strengsten der Welt.

Im März 2012, Klara war damals ein neun Monate altes, gesund scheinendes Kleinkind, fand in London der NCL-Kongress statt. Dort gaben Vertreter des US-Pharmaunternehmens BioMarin bekannt, dass Versuche einer Enzymersatztherapie bei Hunden positiv verlaufen seien. Nun starte eine klinische Studie für kranke Kinder.

Im September 2013, Klara war mittlerweile zwei, wurden am Hamburger UKE die ersten drei Kinder mit einer niedrigen Dosis des Mittels BMN 190 behandelt – so lautete das vorläufige Kürzel für das Präparat. Es durften nur Kinder an der Studie teilnehmen, die noch in der Lage waren, zu laufen und mindestens einen Satz zu sprechen. So ist es üblich bei Pharmastudien: Die Probanden sollen krank genug sein, aber nicht zu krank.

Bis ein Medikament zugelassen wird, werden zahllose Tests durchgeführt. Erst an Tieren, dann an Menschen. Unter anderem wird das Medikament normalerweise an Gesunden ausprobiert, um herauszubekommen, welche Nebenwirkungen es hervorruft. Man verabreicht einer Kontrollgruppe Placebos, um sicher zu sein, dass das Medikament überhaupt wirkt. Weil die Gabe von BMN 190 mit einer Operation am Gehirn verbunden ist, verzichtet man in der NCL2-Studie auf einige Schritte. Nur kranke Kinder werden behandelt, keines bekommt ein Placebo.

»Kann Klara noch bei der Studie mitmachen?«, fragen die Brenners.

»Leider nicht«, antwortet die Ärztin. Die Anzahl der Teilnehmer ist begrenzt, die Studie geschlossen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine Krankheit, zu schwer, um bis zur Zulassung des Medikaments zu warten, aber keine Chance, in eine Studie zu gelangen: ein Dilemma, das nicht nur Klara betrifft, sondern viele Tausend Menschen auf der Welt. Das deutsche Gesetz sieht deshalb eine Ausnahme vor. Kann eine Krankheit zu einer schweren Behinderung oder zum Tod führen, ist die Gabe eines noch nicht zugelassenen Medikaments erlaubt. Compassionate use nennt sich das, Anwendung aus Mitgefühl. Gibt es ausreichende Hinweise auf Sicherheit und Wirksamkeit, kann die Pharmafirma ein Härtefallprogramm einrichten – sie ist aber nicht dazu verpflichtet. Ein solches Programm muss vom Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte, der deutschen Zulassungsbehörde, genehmigt werden. Die Firma haftet dann nicht für Schäden. Aber sie darf auch kein Geld für ihr Produkt verlangen.

Vielleicht kann Klara in so ein Härtefallprogramm aufgenommen werden? Die Brenners verspüren dem Unternehmen gegenüber, das dieses Medikament entwickelt hat, Dankbarkeit.

An einer schweren seltenen Krankheit zu leiden ist besonders grausam, denn es gibt besonders wenig Grund für Hoffnung. Die Industrie interessiert sich kaum für seltene Krankheiten. Die Entwicklung eines Medikaments kostet oft Hunderte Millionen, manchmal mehr als eine Milliarde Euro. Geld, das ein Konzern normalerweise nur investiert, wenn er sich einen hohen Umsatz verspricht – wenn es also viele potenzielle Patienten gibt.

Das Pharmaunternehmen BioMarin wurde 1997 gegründet, seinen Sitz hat es in Kalifornien. Medikamente für die »Waisen der Medizin« zu entwickeln ist BioMarins Geschäftsidee. Ein Nischenmarkt. Kleine Stückzahlen, kleine Zielgruppe. Aber: hohe Rendite. Fünf Präparate hat BioMarin auf dem Markt, weitere zehn entwickelt es, darunter das Medikament BMN 190, über das die Brenners jetzt alles wissen wollen.

Zu Hause in Kiel suchen sie im Internet – und finden Berichte über Hannah, ein anderes Mädchen aus Deutschland, das NCL2 hat. Hannah bekam ihre Diagnose acht Monate vor Klara, im Februar 2015. Hannahs Eltern baten BioMarin bereits um compassionate use. Das Unternehmen lehnte ab. Zeitungen und Fernsehen berichteten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht war es bei Hannah noch zu früh, denken die Brenners, vielleicht hat sich etwas geändert. Am 30. Dezember 2015 schickt das Ehepaar eine E-Mail an die medizinische Leiterin von BioMarin.

»Betreff: Klara Pauline Brenner, 4 Jahre, Diagnose NCL2

Wie Sie vom UKE Hamburg erfahren haben, gibt es ein ›weiteres Kind‹ mit der Diagnose spätinfantile NCL. Wir sind die Eltern von diesem ›weiteren Kind‹.«

Sie hängen ein Foto an, schreiben: »Wir haben Angst um unsere Tochter und möchten beziehungsweise können nicht bis zur Zulassung des Medikaments warten. Dies ist unsere einzige Hoffnung, und daher bitten wir Sie inständig: Helfen Sie Klara!«

Die Antwort kommt schnell. Eine freundliche, ausführliche E-Mail. Darin steht, leider könne man zu diesem frühen Zeitpunkt keinen Anfragen für eine Therapie außerhalb der Studie nachkommen. Erst müsse die Studie ausgewertet werden, die Sicherheit der erkrankten Kinder habe höchste Priorität. Man tue alles, um die Therapie so schnell wie möglich allen Kindern zur Verfügung zu stellen.

Die Brenners, er Kfz-Mechaniker, sie im öffentlichen Dienst, beide 35, sind überlegte Menschen. Sie wollen nicht vorschnell urteilen. Sie denken: Klara soll kein Medikament bekommen, das nicht sicher ist. Gleichzeitig fragen sie sich: Was ist, wenn »so schnell wie möglich« für Klara zu spät ist? Klaras Wettlauf gegen die Zeit hat längst begonnen. Die Fähigkeiten, die sie in den nächsten Wochen und Monaten verliert, werden für immer verloren bleiben. Was, wenn das neue Medikament ihr noch den Rollstuhl ersparen könnte, das Augenlicht erhalten würde?

Wann ist ein Medikament sicher genug? Die Antwort richtet sich danach, wen man fragt. Je gesünder ein Mensch, desto weniger ist er bereit, auch nur das kleinste Risiko einzugehen. Je kranker, desto eher ist er bereit, auch das größte Risiko in Kauf zu nehmen.

In den USA hat sich eine lautstarke Patientenbewegung formiert, die die Perspektive jener Kranken einnimmt, die zu allem bereit sind. Sie fordert ein right to try, das »Recht, es zu versuchen«. Sterbenskranke sollen ein Medikament selbst dann erhalten, wenn gerade erst die Tierversuche abgeschlossen wurden.

Warum nicht alles probieren, wenn die Alternative der sichere Tod ist?

In Deutschland gibt es bisher keine Right to try- Bewegung. Aber in Berlin liest der Pfarrer Christian Johnsen im vergangenen Jahr in der Zeitung von einer Pharmafirma, die ein rettendes Mittel verweigert. Es geht um Hannah, jenes Mädchen, das acht Monate vor Klara die Diagnose NCL2 bekommen hat.

Johnsen, ein großer Mann Ende 50, hat sein Büro im dritten Stock eines Plattenbaus in Berlin-Pankow. Er leitet die »Hilfsstelle für evangelische Pfarrer«, die eigentlich Theologen unterstützt, wenn sie Opfer von Mobbing wurden. Aber Johnsen kümmert sich auch um andere Missstände. Dass ein Pharmakonzern ein Kind sterben lässt? Für ihn klingt das nach einem gewaltigen Missstand.

Er recherchiert. Schnell findet er weitere Fälle, in denen Pharmafirmen ein Medikament verweigert haben. Johnsen kann nicht glauben, dass eine Firma, die ja ein geschäftliches Interesse hat, über Leben und Tod entscheidet. Er kontaktiert Journalisten und das Gesundheitsministerium. Ihn beschäftigt die Frage: Ist die Weigerung von BioMarin, Hannah das Medikament zu geben, unterlassene Hilfeleistung? Er überlegt, ob man wohl vor Gericht klagen könnte. Im Deutschen Pfarrerblatt schreibt er im Februar 2016 ein Rechtsgutachten aus.

Das Pharmaunternehmen

In Paris begegnet zu dieser Zeit ein Mann immer wieder dem Namen BioMarin. François Houyez arbeitet bei Eurordis, einem Bündnis von mehr als 700 Patientengruppen, das sich »Die Stimme der Menschen mit seltenen Krankheiten in Europa« nennt. Houyez hat gehört, dass nicht nur Hannahs Eltern in Deutschland, sondern auch polnische, serbische und britische Eltern bei BioMarin um das Medikament BMN 190 gebeten haben. Die Medien haben schon berichtet, für Houyez bedeutet das: Der Konflikt um BioMarin und das NCL2-Medikament ist dabei, zu eskalieren.

»BioMarin hat einen großen Fehler gemacht«, sagt Houyez. Er meint aber nicht das Nein der Firma auf die Bitte der Eltern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am 12. Januar 2015 – es sind erst neun Kinder zu Studienzwecken behandelt worden – preist BioMarin in einer Pressemitteilung sein neuestes Produkt an. Alle neun Patienten hätten sich stabilisiert, bei sechs von ihnen scheine der Verlauf der Erkrankung sogar gestoppt. Jean-Jacques Bienaimé, der Chef von BioMarin, wird mit dem Satz zitiert: »Diese Therapie könnte einen entscheidenden Unterschied für Kinder mit NCL2 bedeuten.«

Diese Worte richten sich offenbar an Investoren. BioMarin hat gerade 680 Millionen Dollar ausgegeben, um ein anderes Mittel zu erforschen – ein enormes finanzielles Risiko. Was also liegt näher, als ein Signal zu senden: Seht her, wir haben Erfolg!

Doch François Houyez sagt: »Am Anfang einer Studie solche Erfolge zu kommunizieren ist fatal«, denn natürlich lesen nicht nur Investoren solche Pressemitteilungen.

Eltern erkrankter Kinder, organisiert in Selbsthilfegruppen, oft über Ländergrenzen und Kontinente hinweg, oft per Facebook, verfolgen jede Veröffentlichung über neue Forschungen, die ihre Kinder retten könnten. So ist es auch mit der Pressemitteilung von BioMarin. Dazu bestimmt, gut in den Ohren von Investoren zu klingen, macht sie Eltern Hoffnung, die zusehen müssen, wie ihre Kinder verlernen, zu laufen, zu sprechen, zu schlucken. Dennoch antwortet BioMarin auf Anfragen nach dem Medikament, das so erfolgreich scheint: Es ist noch zu früh. Wie sollen die Eltern das verstehen?

In Deutschland richten Hannahs Eltern eine Facebook-Seite ein: »Helft Hannah, 9 Jahre«. Auf Change.org starten sie die Petition »#SaveHannah«. Journalisten werden auf Hannahs Schicksal aufmerksam und berichten, woraufhin in Berlin der Pfarrer Christian Johnsen das Rechtsgutachten ausschreibt und in Paris François Houyez bei BioMarin anruft und eine Einladung ausspricht.

Houyez, die Stimme der Patienten, ist ein Mann der leisen Töne. Er hält nichts davon, ein Unternehmen anzuprangern. Aus Erfahrung weiß er, dass es gute Gründe geben kann, ein Medikament zurückzuhalten. Bloß findet er: Das Unternehmen sollte sie den Eltern erklären. Seine Idee: ein Treffen auf neutralem Boden in Paris, mit ihm

als Mittler. Aber würde BioMarin, eine Firma, die schon am Pranger steht, sich darauf einlassen?

Die Medien

In einer Auseinandersetzung zwischen einem Pharmaunternehmen und den Eltern eines sterbenden Kindes ist es nahezu unmöglich, sich den Emotionen zu entziehen, die das Leid auslöst. Auch für einen Journalisten. Besucht man Klara in diesem Frühling im Abstand weniger Wochen und sieht, wie viel wackeliger ihr Gang in dieser kurzen Zeit wird, wie ihr immer öfter Wörter nicht mehr einfallen, die sie zuvor noch beherrschte, dann denkt man schnell: Was ist das für eine Firma, die diesem Kind ein Medikament verweigert? Man kann gar nicht anders, es ist ein Reflex.

BioMarin zu verstehen fällt umso schwerer, als das Unternehmen gegenüber Journalisten weitgehend schweigt. Die Pressesprecherin verschickt Statements, in denen das Gleiche steht wie damals in der E-Mail an die Brenners: Man nehme die Sicherheit sehr ernst. Man tue alles, um die Therapie so schnell wie möglich allen Kindern zur Verfügung zu stellen. Wer BioMarin besser verstehen will, muss einen Umweg gehen. Dieser Umweg führt zu Josh Hardy.

Jedes Pharmaunternehmen in den USA kennt die Geschichte dieses Jungen aus Fredericksburg im US-Bundesstaat Virginia. Und wahrscheinlich ist das der Grund für die Wortkargheit der Branche, wenn Journalisten Fragen zum Thema compassionate use stellen.

Im Februar 2014 ist Josh Hardy sieben Jahre alt. Er hat Krebs, gerade ist ihm Knochenmark transplantiert worden. Alles ist gut gegangen, aber jetzt ist Josh krank. Adenoviren. Für Gesunde eine harmlose Infektion, für frisch Transplantierte, deren Immunsystem unterdrückt ist, eine tödliche Gefahr.

Joshs Ärzte wissen, dass die Biotech-Firma Chimerix in North Carolina ein Medikament entwickelt, das Brincidofovir heißt und gegen verschiedene Viren gut zu wirken scheint, darunter Adenoviren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am 12. Februar fragen Joshs Ärzte bei Chimerix an, ob sie das Medikament bekommen können. Sie erhalten eine Absage.

Am 5. März – inzwischen versagen Joshs Nieren – fragen seine Ärzte noch einmal bei Chimerix an. Wieder eine Absage.

Am 6. März schreibt Aimee Hardy, Joshs Mutter, auf Facebook: »Bitte helft uns, unseren Sohn zu retten. Teilt diesen Post, wenn ihr glaubt, dass das Leben eines Kindes wichtiger ist als Geld.«

Was in den folgenden fünf Tagen geschieht, wird in den USA die Debatte um compassionate use für immer verändern.

Ein Restaurant in Chapel Hill, North Carolina, 20 Autominuten entfernt vom Sitz der Firma Chimerix. Kenneth Moch hat einem Gespräch sofort zugestimmt und gesagt, er werde sich so viel Zeit nehmen wie nötig. Moch, heute 62, ist der Pharmachef, der Nein gesagt hat.

Das Erste, was er loswerden will: wie sehr er den Begriff compassionate use hasst. »Weil er impliziert, man habe kein Mitgefühl, wenn man ein Medikament nicht herausgibt.« Moch sagt: »Glauben Sie nicht eine Sekunde, ich hätte kein Mitgefühl mit Josh gehabt.« Als Nächstes wiederholt er, was er schon gesagt hat, als Josh im Sterben lag: »Es geht nicht um Josh. Es geht um viele Joshs.«

Moch hat Chimerix 2009 übernommen, damals ein 25-Mann-Unternehmen. Die Tests mit dem Medikament Brincidofovir sind recht weit fortgeschritten. Im Juni 2009 erhält Chimerix eine erste Bitte um compassionate use, Moch gibt das Medikament heraus. Im September eine zweite Anfrage, wieder gibt Moch das Medikament heraus.

In den nächsten neun Monaten kommen 50 Anfragen. Dann weitere 50 in nur drei Monaten. Bis Ende 2012 sind es insgesamt 430, immer sagt Moch Ja. Zu dieser Zeit läuft eine Förderung der Regierung für Chimerix aus. Der finanzielle Druck steigt.

Moch entscheidet, das Compassionate use-Programm zu beenden. Alle Gelder sollen nun in die letzten notwendigen Tests fließen, damit das Medikament so schnell wie möglich zugelassen werden kann. »Es war eine harte Entscheidung«, sagt Moch.

Er sagt auch, dass er sich noch heute an die Stimme einer Mitarbeiterin erinnert, die in seinem Büro stand, den Tränen nahe, und fragte: »Aber was ist mit den Babys?«

Brincidofovir ist damals eines der zwei Medikamente von Chimerix. An ihm hängt die Zukunft der Firma und die von 55 Mitarbeitern. Das Medikament schnell auf den Markt zu bringen ist eine Entscheidung für den Profit. Aber nicht nur. Auch viele Patienten werden davon profitieren.

So denkt Kenneth Moch damals. Er denkt auch: Angenommen, Josh bekommt das Medikament und stirbt. Vielleicht gefährdet das die Zulassung. Jeder Todesfall wird gemeldet, auch wenn er außerhalb einer klinischen Studie passiert. Was Moch möglicherweise noch denkt, auch wenn er es so deutlich nicht formuliert: Wenn Josh stirbt, besteht die Gefahr, dass Investoren das Vertrauen verlieren. Niemand will von Investoren hören, wenn es um die Rettung eines Kindes geht. Aber wenn die Firma pleite ist, wird es überhaupt kein Medikament geben.

Es geht beim Thema compassionate use immer auch um ein ethisches Dilemma: Was, wenn die sofortige Rettung eines Patienten die spätere Rettung vieler Patienten verhindert? »Zukünftige Patienten« nennen Ethiker sie – und auch ihre Leben zählen. Sie sind es, die Kenneth Moch meint, wenn er von den vielen Joshs spricht. Ein Leben gegen viele. Moch empfindet es als seine Aufgabe, sich für die vielen zu entscheiden.

Chimerix hat bereits mehr als 300 Anfragen nach compassionate use abgelehnt, als Joshs Ärzte Kontakt aufnehmen. Damit gibt es ein weiteres Dilemma. »Wie sollte ich bei Josh Ja sagen, wenn ich bei allen anderen Nein gesagt hatte?«, fragt Moch. »Wie würden Sie sich fühlen, wenn Sie die Eltern eines der anderen Kinder wären?« Es geht nicht nur um Gerechtigkeit für die zukünftigen, sondern auch für die früheren Patienten.

Freitag, der 7. März 2014. Schon am Morgen haben Hunderte Menschen E-Mails an Chimerix geschrieben, das Telefon klingelt und klingelt. Die ersten Journalisten rufen an. Kenneth Moch tut jetzt, was er für seine Pflicht hält: Er erklärt die Zwänge, in denen er steckt, in Zeitungen, im Radio, im Fernsehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er hat keine Chance gegen eine Mutter, die auf Facebook Bilder ihres krebskranken Sohnes postet. Josh im Krankenhausbett, die Haare ausgefallen, in der Nase ein Sauerstoffschlauch.

Bald gibt es Save Josh- T-Shirts, auf Twitter trendet der Hashtag #savejosh. Aimee Hardy zieht in einen digitalen Krieg. Auf Facebook schreibt sie von »Joshs Armee«, die gegen Chimerix kämpft. »Josh hat einen weiteren Tag überstanden, und wir werden unerbittlich sein.« – »Ruft die Firma an, ruft den Vorstand an.« – »Meldet euch bei eurem Kongressabgeordneten, Senator, Gouverneur.«

Kenneth Mochs Facebook-Seite füllt sich mit Beschimpfungen: »Wenn Ihre Kinder im Sterben lägen und das Medikament bräuchten ... Aber es ist nicht Ihr Sohn, also tun Sie nicht alles, was Sie können. So einfach ist es. Und so abscheulich.«

Kenneth Moch sagt: »Ich bin immer wieder gefragt worden, was ich tun würde, wenn es mein Kind wäre. Ich habe zwei Söhne, und ja, ich würde alles für sie tun. Der Punkt ist: Ich war nicht der Vater. Ich war der Chef des Pharmaunternehmens.«

»Ich verspreche Ihnen, wenn er stirbt, dann werden Sie sein Gesicht sehen, sobald Sie die Augen schließen, und zwar für den Rest Ihres Lebens.«

Kenneth Moch sagt: »Niemand sollte denken, dass es als Chef leicht ist, diese Entscheidung zu treffen. Es ist der Horror. Nichts daran ist gut.«

»Sie sind ein Stück Scheiße.«

»Geldgeiles Arschloch.«

»Fucking monster.«

»Wir hoffen, Sie sterben, Kindermörder!«

Als Moch aus einem Fernsehstudio kommt, in dem er ein Interview gegeben hat, erwarten ihn Sicherheitsbeamte. Es lägen E-Mails mit Todesdrohungen vor. Moch darf nicht nach Hause, Polizisten begleiten ihn und seine Frau zu einem Hotel, in dem sie anonym einchecken.

Was Joshs Familie nicht weiß und was auch die Journalisten nicht wissen: Hinter den Kulissen bemühen sich Moch und die amerikanische Zulassungsbehörde um eine Lösung der Krise. Wenn eine weitere Studie zur Wirkung des Medikaments

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bei Adenoviren, die Chimerix bereits in Planung hat, sofort starten könnte, würde man Josh Hardy als ersten Teilnehmer aufnehmen. Es würde sich nicht um compassionate use handeln, aber Josh könnte behandelt werden.

Dienstag, 11. März. Am Abend gibt Chimerix den Start der neuen Studie bekannt. Am Mittwoch beginnt Joshs Therapie. Er überlebt.

»Möge Gott Sie segnen.«

»DANKE DANKE DANKE!!!«

Die Right to try- Bewegung in den USA wird den Fall Josh Hardy in den folgenden Monaten als Sieg der Patienten verkaufen. Aber ist er es?

Für Arthur Caplan, einen Ethikprofessor an der New York University, nicht. Vor 20 Jahren entwickelte er das System mit, nach dem in den USA Organe für Transplantationen zugeteilt werden. Er ist eine Autorität in Sachen Gerechtigkeit – und einer der heftigsten Kritiker der Right to try- Bewegung. Caplan traut sich, sehr unpopuläre Dinge zu sagen. Wer nicht über Menschenleben entscheiden sollte, sind seiner Meinung nach:

Eltern schwer kranker Kinder.

Journalisten.

Facebook-User.

Caplan fragt: »Ist es fair, wenn Josh Hardy ein Medikament bekommt, weil er ein süßer Junge ist? Ist es fair, ein Kind zu bevorzugen, weil seine Eltern wissen, wie man Facebook nutzt? Was ist mit einem kranken Kind, dessen Eltern nicht auf Facebook sind?«

Als Einziger stellt Arthur Caplan sich während des Shitstorms öffentlich an die Seite von Kenneth Moch. Der sagt heute, dass er bei einem neuen Fall Josh alles wieder genauso machen würde. Nur in einer Sache sei er nicht mehr so sicher: dass der Chef eines Unternehmens Stellung beziehen sollte. »Ich dachte, es sei das Richtige. Aber ich konnte sagen, was ich wollte. Niemand hat zugehört.«

Drei Wochen nach dem Shitstorm wird Kenneth Moch von zwei der neun Chimerix-Aufsichtsräte zum Frühstück eingeladen. Sie feuern ihn.

Das Pharmaunternehmen

Viele Pharmachefs haben seither bei Kenneth Moch angerufen. Sie suchen seinen Rat. Sie wollen nicht, dass ihnen das Gleiche passiert wie ihm. Moch sagt, dass er sehr gut verstehen könne, warum BioMarins Chef Jean-Jacques Bienaimé schweigt.

Es ist Anfang Februar 2016, als François Houyez in einem Konferenzraum des Patientenbündnisses Eurordis eine Gruppe von Gästen empfängt. Er hat es tatsächlich geschafft: Fünf leitende Mitarbeiter von BioMarin sitzen Eltern aus verschiedenen Ländern gegenüber, deren Kinder NCL2 haben.

BioMarin teilt ihnen mit, dass es ein Compassionate use- Programm geben wird. Unter zwei Bedingungen. Die Studie muss gute Ergebnisse bringen. Und die Behörden müssen die Teilnahme an einem beschleunigten Zulassungsverfahren erlauben. Tun sie das, hat das Präparat beste Chancen, auf den Markt zu kommen.

»Wenn die Zulassungsbehörde kein positives Signal gibt«, erklärt Houyez, »dann müsste BioMarin vielleicht noch mehr Kinder in einer klinischen Studie behandeln.« Der Start einer neuen Studie wäre aber unmöglich, wenn zu viele Patienten das Medikament schon vor der Zulassung bekommen hätten. Bei einer seltenen Erkrankung wie NCL2 gäbe es vielleicht gar nicht genug Probanden.

Anfang März 2016 präsentiert BioMarin die Ergebnisse der Studie. Sie sind sensationell. Bei 20 von 24 Kindern ist die Krankheit deutlich langsamer vorangeschritten. »Kindliche Demenz erstmals medikamentös gebremst«, schreibt das Hamburger UKE in seiner Pressemitteilung. Die erste Bedingung für ein Härtefallprogramm ist erfüllt.

In Kiel ist die Freude bei den Brenners riesig. Die Eltern sind jetzt sicher: Sie wollen das Medikament für Klara. Noch aber müssen sie weiter warten, noch haben die Behörden kein positives Signal für die beschleunigte Zulassung gegeben. Jetzt, wo die Ergebnisse der Studie da sind, wird das Warten für die Brenners unerträglich. Sie müssen dabei zusehen, wie ihre Tochter jeden Tag ein bisschen mehr abbaut.

Klara trägt jetzt einen Helm, weil sie so oft fällt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Klara steht jetzt vor dem Waschbecken und hat vergessen, wie das geht: Zähne putzen.

Am 3. Mai 2016 verkündet BioMarin in einer Pressemitteilung, der Teilnahme am beschleunigten Zulassungsverfahren sei zugestimmt worden. Auch die zweite Bedingung ist erfüllt.

Es wird also tatsächlich ein Compassionate use- Programm geben. Kathrin und Dominique Brenner müssten erleichtert sein. Aber ein Satz macht ihnen Sorgen. Von einer »begrenzten Anzahl von Patienten« ist die Rede. Das bedeutet: Es ist nicht klar, ob Klara behandelt wird. Sie wissen nicht, nach welchen Kriterien Patienten in das Programm aufgenommen werden. Und: Das Programm beginnt voraussichtlich erst im September, in vier Monaten. In der Zeitrechnung, die NCL2 der Familie Brenner aufzwingt, sind das Jahre.

Aus dem Verständnis der Brenners für BioMarin wird Unverständnis, fast Wut. Warum nur dauert das alles so lange?

Unter anderem deshalb, weil die Herstellung des künstlichen Enzyms ein halbes Jahr braucht. Die Bioreaktoren, aus denen das Enzym für die Studie stammt, können nur eine begrenzte Menge produzieren. BioMarin hat bereits angefangen, eine größere Anlage zu bauen. Aber noch ist sie nicht in Betrieb.

Wie geht das Unternehmen mit der knappen Ressource um? Wem gibt es das Enzym, solange nicht genug vorhanden ist? Die Verantwortung einer Pharmafirma besteht darin, ein einzelnes Schicksal gegen viele abzuwägen. Sie muss kühl überlegen, wie sie der größtmöglichen Anzahl von Menschen helfen kann. So können die Brenners als Eltern unmöglich denken. Für sie geht es nur um ihre Tochter Klara.

Ende Mai beschließen Kathrin und Dominique Brenner, Klaras fünften Geburtstag um drei Wochen vorzuziehen, ihn statt am 18. Juni am 28. Mai zu feiern.

Klara wird nicht sterben vor ihrem echten Geburtstag. Aber vielleicht wird sie dann schon nicht mehr laufen können. Oder ihre Sprache wird so verwaschen sein, dass die anderen Kinder sie nicht mehr verstehen. Vielleicht wird sie auch wieder einmal so erschöpft sein, dass sie den ganzen Tag schlafen will.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Also steht Kathrin Brenner Ende Mai in der Küche ihres Reihenhauses, holt einen Rührkuchen aus dem Ofen und glasiert ihn grün, in Klaras Lieblingsfarbe. Mitten auf den Kuchen setzt sie ein weißes Spielzeugpferd mit schwarzen Punkten, der »Kleine Onkel«, das Pferd von Pippi Langstrumpf. Sechs Mädchen aus dem Kindergarten werden kommen. Manche Eltern waren erschrocken, als sie von dem vorgezogenen Fest hörten. »Bringt das nicht Unglück?«, haben sie gefragt. »Wie viel schlimmer kann es noch werden?«, hat Kathrin Brenner gedacht.

Sie zieht ihrer Tochter bunte Strumpfhosen an und flicht ihre rückenlangen braunen Haare zu zwei Zöpfen. Klara ist jetzt Pippi, das stärkste Mädchen der Welt, Pippi, die sogar ihr Pferd hochheben kann.

Klara kann jetzt beim Essen die Gabel nicht mehr halten.

Klara muss jetzt auf der Toilette festgehalten werden, damit sie nicht vom Sitz kippt.

Im Juni besuchen die Brenners eine Reha-Messe in Hamburg, lassen sich erklären, wie ein Pflegebett funktioniert und wie sie ihren Hauseingang mit der steilen Treppe rollstuhlgerecht umbauen könnten.

»Um wen geht es denn«, fragt der Aussteller am Stand, »die Oma, den Opa?«

»Um unsere Tochter.«

Dominique Brenner überlegt längst, wie sie ein neues Auto finanzieren können. Schon das Therapie-Dreirad, das Klara jetzt hat, passt nicht in ihren Opel Astra. Für einen Rollstuhl wäre erst recht kein Platz.

Das Gesetz

Ende Juli bekommt der Berliner Pfarrer Christian Johnsen das Gutachten, das er im Februar in Auftrag gegeben hat. Das Ergebnis: Die Weigerung, ein Medikament zu verabreichen, ist keine unterlassene Hilfeleistung. Es gibt nach geltendem Recht keine Möglichkeit, ein Unternehmen zur Herausgabe zu zwingen.

Man müsste Gesetze ändern, zum Beispiel so, dass Unternehmen nicht nur etwas zu verlieren hätten bei compassionate use, sondern auch etwas zu gewinnen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Denkbar wäre, dass sie die Medikamente nicht mehr kostenlos abgeben müssten. Aber die Debatte über ein solches Gesetz würde lange dauern. Und es würde auch nur einen Anreiz für die Unternehmen schaffen. Es würde nicht dafür sorgen, dass jeder, der will, sofort das neue Medikament bekommt. Das Dilemma lässt sich nicht wegregeln. Aber vielleicht gibt es noch einen anderen Weg. Einen Kompromiss, der Menschlichkeit und Ökonomie miteinander vereinbart.

In New York hat vor zwei Jahren der Ethikprofessor Arthur Caplan eine Idee. Er denkt darüber nach, ob man die Entscheidung über compassionate use an ein externes Komitee auslagern könnte, das anstelle des Pharmaunternehmens entscheidet. Es ist Zufall, dass Caplan mitten in seine Überlegungen hinein einen Anruf des medizinischen Leiters von Janssen erhält, einem der größten Pharmaunternehmen der Welt. Janssen stellt das bekannte Durchfallmittel Imodium her, entwickelt aber auch Wirkstoffe gegen Alzheimer und Krebs. Im Jahr 2014 laufen Tests für ein neues Mittel gegen Knochenkrebs. Der medizinische Leiter entscheidet über Compassionate use-Anfragen. Eine Aufgabe, die ihm zu schaffen macht. Am Telefon fragt er den Ethikprofessor Caplan: »Wie könnten wir das besser regeln?«

Kurz darauf gründet Janssen mit der New York University das Compassionate Use Advisory Committee, kurz: CompAC. In dem zehnköpfigen Komitee sitzen Patientenvertreter, Ärzte und Ethiker, darunter Caplan selbst. Einige Kollegen, die Caplan für das Projekt gewinnen wollte, haben ihm abgesagt. Über Leben und Tod zu entscheiden war ihnen, die sich tagein, tagaus beruflich mit der Frage beschäftigen, was richtig ist und was falsch, eine zu große Bürde.

Von Juli 2015 an leitet Janssen alle Compassionate use-Anfragen nach seinem neuen Krebsmedikament anonymisiert an das Komitee weiter. Das Komitee entscheidet jeweils innerhalb einer Woche: ja oder nein.

CompAC sagt im Schnitt bei jedem fünften Patienten Nein – einen Shitstorm gibt es nicht. Das Medikament ist heute zugelassen.

Caplan glaubt, dass Patienten es eher akzeptieren, wenn ein externes Gremium über ihr Schicksal entscheidet, als wenn das ein Pharmaunternehmen tut. CompAC

plant als Nächstes ein Projekt mit einem Medikament für Kinder. »Ein härteres Gebiet«, sagt Caplan.

Klara

Anfang Juli bewilligt das Bundesinstitut für Arzneimittel, die deutsche Zulassungsbehörde, das Compassionate use- Programm für BioMarins künstliches Enzym. Die Brenners erfahren davon bei einem Termin im UKE. Immer noch ist unklar, ob Klara teilnehmen darf.

Es beginnen quälende Wochen, jeden Tag warten die Brenners auf einen Anruf, auf ein Ja oder ein Nein. Ende Juli machen sie eine Woche Urlaub in Schweden, besuchen in Vimmerby die Villa Kunterbunt.

Dann endlich, die Familie ist zurück in Kiel, ruft die Ärztin an. Die Brenners sollen ins UKE kommen. Drei Tage später wird Klara operiert. Unter ihrer Kopfhaut sitzt nun jene Kapsel, durch die das künstliche Enzym injiziert wird, BioMarin hat es mittlerweile auf den Namen Brineura getauft. Nach der Operation weint Klara viel. Ständig sagt sie, dass sie nach Hause will, sie ist völlig erschöpft. »Es gab Momente«, sagt Kathrin Brenner einige Tage später, »da dachte ich: Ist es richtig, dass wir Klara all dem aussetzen?«

Am Freitag, dem 26. August, sitzt Kathrin Brenner auf dem Bett der Intensivstation und hält ihre Tochter im Arm. Vier Stunden und 15 Minuten dauert es, bis die Lösung mit der ersten Dosis des künstlichen Enzyms in Klaras Hirn gesickert ist. Fast ein Jahr hat Kathrin Brenner dafür gekämpft, dass ihre Tochter dieses Medikament bekommt. Jetzt kann sie nur hoffen, dass es wirkt, dass BioMarin gute Arbeit geleistet hat. Dieser Firma gegenüber, die sie manchmal verzweifeln ließ, empfindet sie heute vor allem eins: Dankbarkeit.

Ganz am Ende

Im Leben ist nur eines sicher: der Tod. Doch was genau passiert im Körper und im Geist, wenn ein Mensch stirbt? Eine Chronik der letzten Tage

Von Roland Schulz, SZ-Magazin, 17.6.2016

Tage vor deinem Tod, wenn noch niemand deine Sterbestunde kennt, hört dein Herz auf, Blut bis in die Spitzen deiner Finger zu pumpen. Wird anderswo gebraucht. In deinem Kopf. Im Kern deines Körpers, wo deine Lunge liegt, dein Herz, deine Leber. Auch aus den Zehenspitzen zieht sich das Blut zurück. Deine Füße werden kalt. Dein Atem verflacht. Sinne schwinden. Dein Körper leitet den Abschied vom Leben ein.

Später, wenn der Arzt den L-Schein ausfüllt, wird es so aussehen, als wäre dein Sterben einem streng geregelten Ablauf gefolgt, amtlich festgehalten im vertraulichen Teil deines Totenscheins, Blatt 1, Absatz I, Zeilen a) bis c). Aber das stimmt nicht. Dein Sterben ist ein Prozess voller Dynamik, so einzigartig wie dein Leben. Jeder Mensch erlebt diesen Prozess auf seine eigene, einmalige Weise. Erst danach, im Tod, lässt sich dein Sterben in drei Stufen staffeln, die der Arzt in den Totenschein einträgt.

Wenn dein Arzt ein Siebengescheit ist, wird er dein Sterben im ICD-Code abfassen, den Kürzeln aller Krankheiten weltweit. Vielleicht bist du eine J-18er Lungenentzündung, wie Guido Westerwelle. Vielleicht ein Krebsfall der Kategorie C-22, wie David Bowie.

Wenn dein Arzt ein Simpel ist, wird er dein Sterben in Schlagworten abhandeln, die auf alle zutreffen. Vielleicht erfasst er dich als Atemstillstand. Am Ende steht jeder Atem still. Vielleicht als Herz-Kreislauf-Versagen. Am Ende versagt jedes Herz.

Wahrscheinlich aber wird er einfach die Kette der Krankheiten anführen, die dir den Tod brachte: von der unmittelbaren Todesursache vor wenigen Stunden über ihren

Auslöser vor Monaten bis zum Grundleiden vor vielen Jahren. Aus Sicht der Statistik hat dein Sterben damals begonnen.

Du erinnerst dich sicher daran. Die Herzsache damals. Die Krebsdiagnose. Dieser dumme Sturz. Wie die Ärzte darüber redeten, war klar: Ist etwas Ernstes diesmal. Sie versprachen, das kriegen wir in den Griff. Sie hielten Wort, und für ein Jahr oder fünf war es wieder gut. Aber jetzt liegst du hier, der Schwarm in weißen Kitteln war schon da, und auch wenn niemand deine Prognose in den Mund nahm, wird dir klar, wie es um dich steht. Du hast Angst.

Über Sterben ist schwer sprechen. Lohnt sich aber, sagen die Spezialisten, die dem Sterben nahe stehen. Sie waren anfangs skeptisch, als sie von der Idee dieses Artikels hörten: Sterben, Schritt für Schritt? Sterben folgt keinem Fahrplan, sagten sie. Sterben ist dynamisch, Sterben ist komplex. Beginnt schon mit dem Begriff. Sterben ist Teil des Lebens. Tod, das ist danach. Sie empfahlen Studien, Aufsätze, Statistiken. Dann erzählten sie doch, alte Ärzte und junge, Professorinnen der Palliativmedizin, Hospizleiter, Hospizhelfer, Pfleger, erfahren in Tausenden Toden – weil sie ein Erlebnis aus ihrer Arbeit mit Sterbenden eint: Schmerzlicher als Sprechen ist Schweigen.

Deine Angst ist natürlich. Manche Forscher meinen, Menschen sind auch deswegen denkende Wesen geworden, weil wir uns lebenslang bemühen müssen, unsere Sterblichkeit zu leugnen. Das kennst du. Sterben? Betraf dich nicht. War weit weg. Der Tod, das bedeutete immer den Tod der anderen, nie deinen eigenen. Auf diese Art hast du, wie wir alle, außer Acht gelassen, was uns gewiss ist: Wir werden alle sterben – aber wissen nicht, wann. Du weißt es jetzt. Bald.

Sterben zu schildern, birgt eine Gefahr: Wer Sterben zu erklären sucht, erzeugt – ob er will oder nicht – ein Gefühl des Wissens und damit der Kontrolle. Das, warnen Wissenschaftler, ist eine Illusion. Keiner kann wissen, was im Tod ist. Im Sterben stoßen der Verstand, das Denken, die Vernunft an ihre Grenzen: Da gibt es nichts mehr mit Gewissheit zu wissen. Sicher ist jedoch: Sterben ist genau das Gegenteil von Kontrolle. Nicht lange, und du wirst die Hoheit über Körper und Geist vollkommen verlieren, unwiderruflich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist vernichtend, wenn sie dir eröffnen, es geht zu Ende. In ihren Lehrbüchern steht, dass dein Gemüt im Kreis laufen wird, gejagt von jäh schwankenden Stimmungen. Du willst es nicht wahrhaben; sterben, du doch nicht. Dich packt der Zorn; wer ist hier verantwortlich, wer trägt hier die Schuld? Du versuchst zu verhandeln; ab jetzt jeden Sonntag in die Kirche und jeden Preis für eine neue Therapie. Dich schluckt Selbstmitleid; ist doch sinnlos, das alles. Du erkennst dein Sterben an; waren so schlecht nicht, die Jahre. Aus Sicht der Psychologie setzt dein Sterben damit ein: Sobald dir bewusst ist, dass dein Tod bevorsteht. Sobald dieses Bewusstsein dein Leben bestimmt.

Deine Kräfte versiegen, Schwäche bemächtigt sich deiner Glieder. Schmerz sucht deinen Körper heim. Du bringst weniger zuwege. Du ruhst mehr. So beginnst du langsam, dich vom Leben zu lösen. Aus Sicht der Medizin ist das noch nicht sterben. Deine Prognose ist infaust, das ist Arztsprech für: Deine Erkrankung ist unheilbar und führt fortschreitend zum Tod. Doch der Sterbeprozess steht dir noch bevor. Die Medizin ordnet ihn in Phasen, terminale Phase, finale Phase, aber fast allen, die an Sterbe betten arbeiten, sind diese Begriffe zu schwammig. Sie halten sich an die Veränderungen, die Sterbende durchmachen. Es gibt etliche. Vielleicht erlebst du nur wenige davon, vielleicht alle. Vielleicht durchlebst du sie über Tage hinweg, vielleicht in einer einzigen Nacht. In den letzten Stunden dann mündet Sterben bei vielen in einen Verlauf, der ähnlich ist.

Du liegst in einem dieser Betten hinter einer dieser Türen auf einem dieser Gänge, die sich derart gleichen – irgendein Krankenhaus, irgendeine Stadt, wie die meisten Sterbenden im Land. Zusammen seid ihr sehr viele. Sie erfassen jeden Einzelnen von euch, Jahr für Jahr, zuletzt 868 356 an der Zahl, denn jeder Tote birgt in der Gemeinschaft mit allen anderen Toten ein wertvolles Wissen: Wer stirbt wann an was? Diese Daten lenken die Forschung, die Medizin.

Manche Ärzte träumen davon, die Masse aller Toten auf der Welt zu erfassen, die Toten Deutschlands, die Toten Europas, alle Toten Asiens, Amerikas, Afrikas, mehr als 57 Millionen im Jahr, und sie haben bereits begonnen, sie aufzureihen und abzuzählen – sie nennen diesen Datensatz den Weißen Wal der Wissenschaft, weil es die Besessenheit Ahabs braucht, ihn zu erheben: jeder einzelne Tod, jedes einzelne

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Leben dahinter. Gilt als Trumpf im Kampf um Gesundheit. Ist dir gleichgültig. Warum zum Teufel liegst du hier? Du hattest doch die Hoffnung, der Tod hole dich hinterrücks.

So stellen sich viele ihr Ende vor, wie bei einer simplen Maschine: Dein Spielzeug damals, das zum Aufziehen, lief und lief und lief, bis plötzlich ein kritisches Bauteil wie das Getriebe brach und das Gerät auf einen Schlag zu arbeiten aufhörte – ein jähes Sterben, unerwartet, aus voller Gesundheit heraus. So sterben sehr wenige. Du bist eine zu komplexe Maschine dafür. Deinen Körper tragen mehr als 200 Knochen, mehr als 600 Muskeln vollführen deine Bewegungen. Dein Herz schlägt in Hast mehr als Hundert Mal pro Minute, das Blut mit solchem Druck durch seine Bahnen pumpend, dass der Puls durch deinen kompletten Körper klingt. Dein Gehirn, keine drei Pfund Gewebe, die deine Gedanken, Handlungen, Erinnerungen, Träume hervorrufen, schickt Impulse schneller als Stürme durch deine Nervenstränge. Du bestehst aus Milliarden kritischer Bauteile, manche reparieren sich in vollem Lauf selbst, manche gibt es doppelt, Lungenflügel, Niere, Eileiter oder Hoden – du bist keine simple Maschine, sondern ein auf Ausfallsicherheit ausgelegtes System, komplexer als jedes Kraftwerk. Solche Systeme versagen selten auf einen Schlag. Sie versagen schrittweise.

Ab 30 sinkt die Kraft des Herzens.

Ab 40 verlieren die Muskeln an Masse.

Ab 50 schwindet die Dichte der Knochen.

Ab 60 fehlt im Schnitt ein Drittel der Zähne.

Ab 70 ist das Gehirn im Schädel geschrumpft.

Du nutzt dich ab, bis du dich nicht weiter abnutzen kannst. Dann fällt das System auseinander. Selbst das passiert selten schlagartig. Dem Tod geht es auch langsam schnell genug.

Du bist schwach. Du hast Schmerzen. Du hast plötzlich zu viel und zu wenig Zeit zugleich. Zu wenig, weil du spürst, dein Leben verrinnt. Zu viel, weil du das, was dein Leben ausmachte, nach und nach nicht mehr ausführen kannst.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Du konntest allein reisen. Du konntest deine Finanzen regeln, deine Pillen schlucken. Du konntest einkaufen, kochen, waschen, putzen, telefonieren. An diesen acht Aktivitäten messen Ärzte deine Fähigkeit, auf eigene Faust zu leben. Kannst du nicht mehr.

Du konntest Treppen steigen. Du konntest duschen, dich kämmen, dich ankleiden. Konntest gehen, konntest essen. Aus Bett und Stuhl aufstehen. Aufs Klo gehen. Deinen Urin halten. Die ATL, Aktivitäten des täglichen Lebens. Bestimmen, wie unabhängig du bist. Bist du nicht mehr.

Aus der Sicht der Soziologie bist du bereits tot. Weil die Menschen dich in deinem Leiden schon nicht mehr als lebend betrachten. Weil sie dich in deiner Gebrechlichkeit wie bereits gestorben behandeln. Weil du, was immer du im Leben warst, nicht mehr bist.

Vielleicht bist du alt. Vielleicht bist du jung. Sterben kennt kein Alter. Aber es bevorzugt die Alten. Die Hälfte der Sterbenden in Deutschland ist über 80; mehr als die Hälfte stirbt nach langer Krankheit. Vielleicht hast du es am Herzen, doch stirbst an einer Blutvergiftung, die nach dem Darmdurchbruch ausbrach, der auf deinen Darmkrebs zurückging. Vielleicht hast du Krebs, doch stirbst an einem Blutgerinnsel in der Lunge, das aus deinem Bein emporwanderte, nachdem du dir den Oberschenkelhals brachst und so lange lagst. Im Singsang der Medizin sagt man: Tod wird hierzulande häufig als Endpunkt multimorbider Krankheitsverläufe alter Menschen erfahren.

So ein natürlicher, auf chronischen Krankheiten gründender Tod im Alter bedeutet: Du genießt ein großes Glück. Du bist nicht auf der Flucht über Bord gegangen und ertrunken. Dich haben sie nicht im Dunkel der Nacht geholt und erschlagen. Du bist nicht in deiner Wiege gestorben, nicht im Krieg, nicht im Kindbett, an keiner Seuche, keiner Wunde, keiner Infektion, an keiner der Katastrophen, die anderswo den Tod bringen, auch heute noch. Dein Sterben hat damit nichts gemein.

Du hast Ärzte um dich, und vielleicht setzen sie sich sogar, statt stehend auf dich herabzublicken bei der Visite. Du hast Krankenpfleger an deiner Seite, und vielleicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

betrachten sie dich nicht als den Krebs dahinten oder die Lunge dort, sondern blicken dir in die Augen. Du besitzt eine Krankenversicherung und vielleicht Anrecht auf OPS 8-982, Abrechnungsschlüssel einer palliativmedizinischen Komplexbehandlung.

Vielleicht hast du sogar noch die Möglichkeit, den Ort deines Sterbens zu wählen. Manche wollen sterben, wo sie gelebt haben: daheim, in Geborgenheit. Manche suchen die Sicherheit eines Krankenhauses mit seinen Spezialisten. Es gibt dazu – wie immer im Sterben – keine allgemeingültigen Regeln. Nur einen Rat. Es ist gut zu wissen, welche Finger deine Augen schließen werden.

Du ziehst dich zurück, Schritt um Schritt. Menschen sind hoffende Wesen, der Zukunft zugewandt. Doch deine Zukunft schrumpft, Tag für Tag mehr. Viele wenden ihren Blick dann zurück. Manche schildern, sie sähen ihr Leben in einer Schärfe, die bange macht. Manche erleben es, als betrachteten sie ihr Leben aus großer Höhe, wie eine Landschaft. All die Küsse. All die Tränen. Der Augenblick damals, wie seltsam, dass du ausgerechnet daran denkst.

Sie nutzen den Drang Sterbender, ihr Leben abzuwägen, in manchen Kliniken dazu, Fragen zu stellen: Was ist wichtig? Wann hast du dich in deinem Leben am lebendigsten gefühlt? Worauf bist du stolz? Was hast du nicht fertiggebracht? Welche Hoffnungen, welche Wünsche hast du für jene, die du zurücklässt? Was rätst du ihnen hierfür? Was sollen sie von dir in Erinnerung behalten? Danach geben sie dir eine Abschrift deiner Antworten, damit du sie jemandem hinterlassen kannst. Klingt nach Hokusfokus. Ist eine anerkannte Therapie. Hat mit dem Wesen des Leids am Lebensende zu tun.

Es ist schlimm, wenn dir klar wird, dass du gelebt hast und nun sterben musst. Schlimmer ist, wenn dir klar wird, dass du nicht gelebt hast und nun sterben musst. Dann treibt es Dinge empor, die du wohl verborgen wähtest. Verdrängte Konflikte. Zersplitterte Beziehungen. Versäumte Gelegenheiten. Gebrochene Versprechen. Vergeudete Jahre. Für manche Sterbende ist das schmerzhafter als die körperlichen Schmerzen. Sie sprechen auf Palliativstationen deswegen von ganzheitlichem Schmerz: Im Sterben speist sich Schmerz aus vielen Quellen. Aus Einsamkeit. Schuldgefühlen. Verzweiflung. Aus Angst.

Angst ist ein entscheidender Faktor im Sterben. Angst kann deinen Atem stocken lassen, Angst kann deine Schmerzen verstärken. Auch im Sterben hilft, Ängsten offenen Auges entgegenzutreten. Sag den Menschen an deiner Seite, was dir Angst macht. Zu ersticken? Die Pein unerträglicher Schmerzen? Sind die Ängste der meisten. Gut tut, in Ruhe darüber zu reden.

Ersticken, erklären Ärzte, erlebt im natürlichen Verlauf niemand bei Bewusstsein: Wenn deine Lunge versagt, steigt im Blut die Konzentration von Kohlendioxid so lange, bis du das Bewusstsein verlierst, meistens im Schlaf, wenn der Kohlendioxid-Spiegel des Menschen sowieso steigt. Erst danach stirbst du an Sauerstoffmangel.

Was du vielleicht erlebst, ist Atemnot. Sie ist gefürchtet, gerade weil Furcht dabei eine große Rolle spielt. Atemnot hat selten damit zu tun, dass du tatsächlich zu wenig Luft bekommst. Häufig entspringt sie einem Teufelskreis: Das Gefühl, nicht genügend Luft zu bekommen, macht dir Angst – Angst kann Atemnot auslösen und verstärken.

Dann packt dich Panik, du ringst nach Atem, die Panik flammt auf und greift nach den Menschen an deiner Seite, die unwillkürlich anfangen, selbst rascher zu atmen, weil sie dich um Atem ringen sehen, Atemnot überträgt sich. Wenn möglich: Ruhe bewahren. Sie haben auch Medikamente, die Atemnot nehmen, aber es genügt auch oft, wenn alle ruhig mit dir atmen, sie deinen Oberkörper aufsetzen, das Fenster aufmachen. Die Luft, die über dein Gesicht streicht, trifft auf Nervenenden, die auf kühlen Luftzug ansprechen: Das Gefühl, nicht genügend Luft zu bekommen, wird geringer. Klappt oft auch mit Handventilator, der Kniff. Und unerträgliche Schmerzen? Schmerz ist von allen Bereichen des Sterbens derjenige, den sie am besten beherrschen.

Sie sitzen dann an deinem Bett, eine Kladde in der Hand – frag mal, vielleicht darfst du dir den Schmerzanamnesebogen ansehen: Skala der Schmerzstärke (1–10), Beispiele des Schmerzcharakters (brennend/stechend/dumpf/einschießend...), Skizze der Schmerzregionen (Figur, die aussieht wie mit Zwiebelringen bekleidet). Sie fragen dich, wann du wo und wie Schmerz spürst, bestimmen so seine Form und Qualität, setzen stufenweise Schmerzmittel auf ihn an. Erst Ibuprofen, Metamizol oder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Diclofenac. Dann Tilidin oder Tramadol. Schließlich Morphin, Oxycodon, Hydromorphon, Buprenorphin, Fentanyl. Einige Mittel legst du dir unter die Lippen wie ein Kügelchen Kautabak, andere kannst du als Lolli am Stiel lutschen. Es gibt Pflaster, die ständig Schmerzmittel abgeben, gut für die Basisdosierung. Es gibt Tropfen, am Abend eine Dosis im Schnapsglas aufs Nachtkästchen gestellt, gut gegen Schmerzspitzen.

Solltest du so schwer leiden, dass es dir unerträglich scheint, können dich Ärzte, wenn du es wünschst, mit hohen Dosierungen in die Sedierung schießen – ein zwiespältiger Segen: Du wirst Schmerz und Angst nicht mehr wahrnehmen, aber auch sonst wenig. Lass sie dir aber auf alle Fälle erklären, die terminale Sedierung. Allein das Wissen, diese Option zu haben, hilft vielen, ihre Angst im Zaum zu halten.

Dein Appetit vergeht schleichend. Mag Monate her sein, dass es dich nach etwas Handfestem gelüstete. Der Geruchssinn ist der erste, der schwindet, lange bevor dein Sterben beginnt, und Geruch und Geschmack gehen Hand in Hand. Nichts schmeckt mehr. Kein Fleisch. Kein Brot. Kein Gemüse, kein Obst. Die Leibspeise nicht, die Krankenkost nicht. Was lange geht, sind Eis oder eingefrorene Fruchtstücke. Manche mögen Joghurt. Irgendwann erlischt auch daran das Interesse. Du hast keinen Hunger mehr. Das ist natürlich. Dein Körper verlangt nicht mehr, was er nicht länger braucht.

Für die Menschen an deiner Seite ist es ein harter Einschnitt, wenn du zu essen aufhörst. Essen ist das deutlichste Symbol, dich nicht verloren zu geben, das sie haben, und nun ist es ihnen genommen. Kommen viele Angehörige gar nicht gut klar damit. Möglich, dass sie erst jetzt fassen, was dir über Wochen bewusst wurde: Du gehst. Für immer.

Dann kann eine Dynamik entstehen, die tückisch ist: Aus Angst um dich verlangen sie vielleicht, man solle dir eine Sonde legen, eine Infusion, irgendetwas – bitte bloß was unternehmen. So ein Eingriff ist schwerwiegend. Essen, besonders aus dem Schlauch, bedeutet Flüssigkeit. Zu viel Flüssigkeit kann deinem Körper schwer zu schaffen machen, wenn deine Organe nach und nach ihren Dienst einstellen.

Du fängst an, durch den Mund zu atmen. Sprechen fällt schwer, deine Stimme ist ein Hauch. Wenn du noch etwas erledigen willst, mach es jetzt. Deine Schwäche

wird stärker werden. Dann ist die Chance vorbei, zu sagen: Ich verzeihe dir. Es tut mir leid. Ich liebe dich. Danke. Auf Wiedersehen.

Nicht, dass du es musst. Auf Stationen, wo gestorben wird, schätzen sie den süßlichen Drang zur Versöhnung nicht, der manche Angehörige treibt – als ob Stunden vereinen könnten, was Jahre entzweiten. Schwärmereien wie diese entspringen der Vorstellung, Sterben könne ein Höhepunkt im Leben sein, ein krönender Abschluss, in einem guten, schönen Tod gipfelnd. Solche Gedanken äußern ausschließlich Menschen in Gesundheit. Schon Pfleger scheuen vor diesen Worten. Sterben ist nicht schön. Sterben ist die krebskranke Mutter, die sich schreiend ins Leben krallte, weil sie ihr kleines Kind nicht auf der Welt allein lassen wollte. Sterben ist der Mann, der vor Angst vom Sterbebett auffuhr und seinen Besucher bat, nimm mich mit, bitte. Sterben ist hart, Sterben schmerzt. Und dennoch, trotz oder gerade wegen dieses geballten Leids, ist Sterben ein Teil des Lebens.

Deine Schwäche zwingt dich in den Schlaf, immer häufiger, immer länger. Wenn du wachst, wendest du dich nach innen. Alles ist mühsam, selbst das Schlucken. Deine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt dir am Gaumen. Du hast das Gefühl, du hättest Durst. Doch mit Trinken ist es wie mit Essen: Über solche Bedürfnisse bist du bereits hinaus. Es ist dein trockener Mund, der dich glauben macht, Durst zu leiden.

Früher fuhren Ärzte dann an Infusionen auf, was sie konnten. Ist ein Irrtum, sagen inzwischen viele. In deinem Körper ist das ausgewogene Zusammenspiel der Organe, das dein Leben aufrechterhält, in Auflösung begriffen. Wie in der Kälte einer Winternacht sammelt dein Kreislauf dein Blut im Kern des Körpers, deine Beine und Arme weniger durchblutend, um die inneren Organe zu versorgen. Diese Reaktion – Ärzte sagen: Du zentralisierst – geht oft mit einem Fallen des Blutdrucks einher, und darunter leidet die Funktionsfähigkeit der Niere, die deinen Wasserhaushalt im Gleichgewicht hält. Oft ist die Niere mit das erste Organ, das im Sterben seinen Dienst erst einschränkt und dann einstellt. Dadurch kannst du kaum mehr Flüssigkeit ausscheiden. Überschüssige Flüssigkeit lagert sich im Gewebe ein, legt sich in die Lunge, lässt deinen Atem rasseln. Aber nicht falsch verstehen: Solange du trinken magst, trink. Vermeide nur, dass sie dich mit Infusionen volllaufen lassen. Gegen das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gefühl des Durstes hilft anderes. Lass dir Eiswürfel aus Tee auf die Zunge legen. Geht auch gut mit Sherry. Saug an feuchtem Stoff. Lass dir den Mund mit einem Sprühfläschchen benetzen.

Möglich, dass dich in deinen letzten Tagen Unruhe übermannt. Vielleicht zupfst du am Bettuch, vielleicht zeigen deine Finger in ziellose Ferne. Einige Sterbende entledigen sich ihrer Kleider. Andere wollen auf und los. Eine Geste ist häufig. Du tastest. Du fasst. Du langst ins Nichts. Erfahrene Pfleger erinnert das an Kinder im Kettenkarussell – wenn sie weit emporfliegen und sich den Wind durch die Finger fahren lassen.

Manche Sterbende – darunter oft jene, die bis jetzt nicht wahrhaben wollen, dass sie im Sterben liegen – beginnen in Bildern zu reden. Eine verlangt nach ihren Wanderstiefeln. Einer fürchtet, seinen Zug zu verpassen. Andere bestellen mit letzter Kraft auf dem Sterbebett Kataloge für eine Weltreise. Sie nennen es die Symbolsprache Sterbender. Auch sie schwindet. Du wirst schläfriger. Du schläfst nachts, du schläfst tags. Das Gefühl für Zeit ist dir entglitten.

Dein Bewusstsein driftet. Mal bist du hier. Mal bist du fort. Den Menschen um dich kommt es vor, als seiest du immer schwerer aus deinem Schlaf zu erwecken. Wenn du weniger und weniger getrunken hast, gleitet dein Körper in einen Zustand des Wassermangels, den viele Ärzte auf Palliativstationen als natürlich für Sterbende betrachten: Dein Puls wird langsamer, dein Urin weniger. Dir wird seltener übel, du musst seltener brechen. Dein Körper schüttet Botenstoffe aus, die Schmerzen dämpfen.

Dämmer überkommt dich. Kaum mehr möglich, die Dinge mit dem Auge zu fixieren. Du wirkst fern, so fern. Sie vergleichen diese Veränderung mit vielen Bildern. Ein Gang in die Nacht, bis sich deine Silhouette im Dunkel verliert. Ein Foto, das im Zeitraffer verblasst. Die Sonne, wie sie versinkt. Ein verlöschendes Licht. Nichts davon trifft es wie der Ausdruck der Ärzte. Sie sagen: Du trübst ein.

Das heißt nicht, dass du jedes Bewusstsein verlierst. Deine Haut spürt noch, wenn jemand über sie streicht, dein Ohr hört. Aber dein Körper ist so schwach, dein Geist in solcher Ferne, dass manche Pfleger sagen, Eintrüben sei ein Schritt in ein

Andersland. Es kommt vor, dass Sterbende dabei Menschen zu sehen glauben, die sonst niemand sieht.

Ärzte, die Sterben allein als medizinisches Phänomen betrachten, diagnostizieren solche Visionen auf dem Sterbebett als Delir – eine Verwirrtheit, die krankhaft ist. Andere Ärzte scheuen ein derart entschiedenes Urteil, weil durch dein Eintrüben eine Grenze wissenschaftlicher Erkenntnis erreicht ist: Wer diesen Schritt des Sterbens durchlebt, vermag darüber nicht mehr zu sprechen, zu urteilen, zu denken – alle Einschätzung erfolgt von außen. Ist ein grundsätzliches Problem. Studien des Sterbens stammen nicht von Sterbenden. In der Sprache der Wissenschaft sagt man: Erkenntnisse über Sterben sind selten emisch, also auf Beschreibungen der unmittelbar Betroffenen fußend, sondern nahezu immer etisch, also durch Beobachtung von außen gewonnen.

Ab jetzt bist du mit dir allein. Das bedeutet nicht: einsam. Du kannst deine Freunde um dich haben, deine Familie, die ganze weite Welt, es ist gleich. Du stirbst allein. So, wie du allein atmest. So, wie du allein träumst.

Aus Sicht der ärztlichen Lehrbücher folgt Sterben häufig einem Weg, den die Krankheit weist: Wer an der Leber litt, gleitet mit ihrem zunehmenden Ausfall in Dämmer und Koma. Wessen Niere krank ist, den führt der Anstieg an nicht ausgeschiedenen Harnstoffen, wessen Lunge krank ist, der Anstieg an Kohlendioxid im Blut in die Bewusstlosigkeit. Ärzten, die viele Tode sahen, ist das zu simpel. An einem Krankheitsbild allein leiden, gerade im Alter, immer weniger Sterbende.

Auf Stationen, die Erfahrung mit dem Sterben haben, sehen sie jetzt häufiger nach dir, und sei es nur kurz. Sie halten Ausschau nach weiteren Veränderungen, die deinen Tod ankündigen. Einige achten eher auf Eintrüben, einige auf das Aussehen von Gesicht und Gliedern. Alle achten auf deinen Atem.

Du atmest flach, vielleicht schon Wochen, vielleicht erst Tage – jeder Atemzug nur noch ein sanfter und seichter Austausch von Atemluft. Deine Atmung ist mächtig. Achtet im Leben nur kaum einer drauf. Wenn du schläfst, wiegt sie dich, Atemzug um Atemzug, tief und regelmäßig. Wenn du wachst, trägt sie dich, in Ruhe, unter Belastung, am Ende aller Kräfte – der einzige lebenswichtige Vorgang deines Körpers,

der nicht allein automatisch abläuft, sondern den du auch bewusst steuern kannst. Nun ändert sie sich.

Du nimmst neue Atemmuster an. Es gibt einige. Viele Sterbende wechseln in die Cheyne-Stokes-Atmung. Kann sich kein Mensch merken, auch kein Arzt, deswegen lernen sie solche Wort-Ungetüme im Studium mit Eselsbrücken wie dieser: Erst ist der Atem scheyn, und dann stokt er. Deine Atemzüge, anfangs tief, flachen ab, bis dein Atem stockt, eine deutliche Pause macht, mit einem tiefen Seufzer wieder einsetzt. Tiere im Winterschlaf atmen so. Und Menschen, die sterben.

Durch deine wachsbleiche Haut schimmern dunkel die Blutbahnen, deinen Gliedern den Anschein von Marmor gebend. An deinen Fingern und Zehen färben sich die Nagelbetten bläulich, vielleicht auch deine Kniescheiben, vielleicht deine Mundwinkel – Zeichen, wie wenig dein Blut noch in dir zirkuliert.

Schwäche sperrt dir den Mund auf, deine Wangen fallen ein. Deine Augen liegen tief in ihren Höhlen. Deine Nase ragt spitz über deinen offenen Mund. Dein Kinn, spitz. Das Hippokratische Gesicht. In alter Zeit war dies das Zeichen für den Arzt, seine Arbeit einzustellen. Ab diesem Augenblick übernahm der Priester.

Dein Anblick erschreckt. Gerade in einer Gesellschaft, in der Tod weniger als Gewissheit, sondern als Folge schlechter Lebensentscheidungen gilt. Einer Gesellschaft, die jung oder alt kaum mehr als körperliche Zustände, sondern als Geisteshaltung begreift.

Dein Schluckreflex verebbt, und in der Tiefe deines Rachens sammelt sich Speichel. Wenn du atmest, streicht dein Atem durch dieses Sekret, bringt es zum Schwingen, ein brodelndes Geräusch entsteht. Klingt ein bisschen wie ein Kind, das mit dem Strohhalm den letzten Rest Limo aus einem Glas saugt. Das Todesrasseln.

Viele Angehörige hören darin Qualen. Selbst Pfleger fällt schwer, es zu ertragen. Das ist wie ein Reflex: Dich zu hören, dich zu sehen – es ist, als schärfen sich die Sinne aller Lebenden auf jede einzelne Regung des Körpers, der vor ihnen stirbt. Auf rasselnden Atem verlangen viele Angehörige dann Aktion – Sedieren, Absaugen, Hilfe, Hilfe. Ist zweifelhaft, ob dir das eine Hilfe wäre, ob du überhaupt Hilfe brauchst. Pfleger sehen in solchen Momenten lieber auf deine Stirn. Schmerz

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zöge sie kraus. Sehen sie kurz vor dem Tod immer seltener. Du bist dabei, die Domäne des Schmerzes hinter dir zu lassen.

Die Spannung deiner Muskeln schwindet. Dein Auge bricht. Deine Organe stellen den Dienst ein. Der radikale Übergang eines lebendigen Wesens in tote Materie. Aus der Sicht der Mathematik folgt er einer superkritischen Hopf-Bifurkation, einem Modell der Chaostheorie, das beschreibt, wie ein Gleichgewicht seine Stabilität verliert. Ärzte sagen dazu, einfache Antworten hätten alle gern.

Dein Kinn krampft sich zusammen, du schnappst nach Atem, die Menschen an deiner Seite glauben, das war dein letzter Atemzug. In der Regel kommt dann noch einer. Dann ist es so weit. Du atmest dein letztes Mal. Zwei, drei Augenblicke noch pulsiert deine Halsschlagader. Dann setzt dein Herzschlag aus.

Was jetzt passiert, ist zugleich Grund für Zuversicht und Zweifel. Gewöhnlich beginnt die Aktivität deines Gehirns nach zwanzig bis dreißig Sekunden zu erlöschen. Manche Forscher meinen, dass dein Körper dein Gehirn in dieser Zeit mit Botenstoffen flutet: Serotonin, Endorphine, Dopamin. Die kennst du. Vom Verlieben, von schweißtreibendem Sport, vom Sex. Dämpfen Schmerz. Steigern Euphorie. In einem Experiment hängten Forscher betäubte Ratten an ein EEG-Gerät und stoppten ihre Herzen. In den Sekunden vor ihrem Tod flammten die Gehirnströme der sterbenden Ratten stärker als im Leben auf.

Zweifler sehen darin das letzte Aufbäumen eines sterbenden Gehirns, das verzweifelt herauszufinden versucht, was ihm widerfährt.

Zuversichtliche sehen darin ein letztes Feuerwerk, das ein sterbendes Gehirn abbrennt, um angemessen aus dem Leben zu gleiten.

Und dann bist du tot.

Klassenunterschied

In Deutschland soll jedes Kind die gleichen Chancen bekommen. Doch wie stark hängt die Leistung eines Schülers von seiner Herkunft ab – und wie stark vom Unterricht? Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei sehr verschiedene erste Klassen in Berlin begleitet

Von Björn Stephan, SZ-Magazin 15.07.2016

Es fängt ja schon beim Fluchen an. Wenn sich die Kinder an der Reinhardswaldschule streiten, sagen sie: »Hör mal bitte auf!« oder rufen nach ihrer Lehrerin: »Frau Freiesleben, der ärgert mich!«

Die Kinder an der Jens-Nydahl-Schule sagen: »Ey, du Bananenkopf«, »du Salami«, »du Salat« oder »du Schawarma«. Manchmal sagen sie: »Deine Mutter ist eine Hure!« Aber nur auf Türkisch oder Arabisch, damit Frau Sedler es nicht versteht.

Die Jens-Nydahl-Schule und die Reinhardswaldschule sind Grundschulen in Berlin. Sie liegen beide in Kreuzberg, nur 1,3 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt, getrennt vom Landwehrkanal und der vierspurigen Urbanstraße. Und doch klafft zwischen ihnen eine unsichtbare Schlucht. Die Schlucht trennt die Starken von den Schwachen.

Die Reinhardswaldschule, gesäumt von sanierten Altbauten, hat 665 Schüler. 269 sind nichtdeutscher Herkunftssprache, ndH, wie das im Soziologendeutsch heißt: Das ist ein ndH-Anteil von 40,5 Prozent.

Die Nydahl-Schule hat 367 Schüler, nur zwei sprechen Deutsch als Muttersprache, das ist ein ndH-Anteil von 99,5 Prozent. Die Schule liegt hinter dem »Südblock«, einer Sozialwohnsiedlung am Kottbusser Tor, die wie eine Festung wirkt.

Würden alle Eltern im Einzugsgebiet ihre Kinder auf die Nydahl-Schule schicken, läge der ndH-Anteil bei nur etwa 60 Prozent. Aber wer das vermeiden kann,

vermeidet es. In kaum einem anderen industrialisierten Land hängt der schulische Erfolg so sehr von der sozialen Herkunft ab wie in Deutschland.

Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei erste Klassen begleitet, die 1.2.h an der Reinhardswaldschule und die 1-2-3 B an der Jens-Nydahl-Schule.

SAMSTAG, 5.9.2015 EINSCHULUNG, NYDAHL-SCHULE

Ihre Kolleginnen an der Nydahl-Schule nennen sie eine Zauberin. Weil Birgit Sedler, 47 Jahre, dunkle Locken, Sanftmut im Blick, selbst die schwierigsten Kinder in den Griff bekommt. Kinder, die mit Stühlen schmeißen oder die erzählen: »Papa hat gestern wieder seinen Revolver geputzt.«

12 Uhr, kurz nach der Einschulungsfeier. Sedler führt die vier Kinder, die heute in ihrer Klasse eingeschult werden, von der Aula in den Klassenraum. Die Großen sind auch gekommen. An der Nydahl-Schule werden die ersten drei Jahrgänge zusammen unterrichtet, verteilt auf neun Klassen.

»Çüş, die Erstis!«, sagt ein Junge aus der Dritten, als die vier Neuen, die Schultüte im Arm, den zu großen Tornister auf dem Rücken, in den Raum schwanken. Ali, Leonie, Yunus und Aras. Ihre Namen stehen auf Kärtchen, aber sie brauchen eine Weile, um sie zu entziffern und ihren Platz zu finden. Sedler bittet sie, sich vorzustellen.

»Ich heiße Ali«, sagt ein schüchterner Junge mit Segelohren, der mehr flüstert als spricht.

»Wir haben jetzt zwei Alis«, sagt Sedler. »Einen großen und einen kleinen.«

Der kleine Ali hat sieben Geschwister, Sedler hat schon zwei seiner Schwestern unterrichtet. Seit zehn Jahren arbeitet sie an der Nydahl-Schule. Damals gab es hier noch 600 Kinder, heute ist es die Hälfte, immer weniger Eltern schicken ihre Kinder an die Nydahl-Schule. Im vergangenen Jahr wurden an der Reinhardswaldschule 104 Kinder eingeschult, an der Nydahl-Schule nur 62, die meisten aus türkisch- und arabischstämmigen Familien. »Wir bekommen hier keine

biodeutschen Kinder her, da können wir sonst was anbieten, das schaffen wir nicht«, sagt Birgit Sedler.

Nach 45 Minuten schickt sie die Kinder nach Hause. Sie sieht zufrieden aus. Sie hat sich an mühsame Anfänge gewöhnt, so wie sie sich an die schwer zu buchstabierenden Namen gewöhnt hat. An Kinder, die mit neun Jahren so gut Deutsch sprechen wie ihre Tochter, als sie drei war. An Kinder, die zur Schule kommen und nicht wissen, wie sie einen Stift in der Hand halten sollen, weil sie noch nie einen Stift in der Hand gehalten haben.

Als Sedler voller Idealismus an der Nydahl-Schule anfing, war sie überrascht vom rauen Ton. Sie versuchte, dagegen anzuschreien, aber bald hatte sie Knötchen auf den Stimmbändern und wurde für zwei Monate krankgeschrieben. Mittlerweile hat Sedler verstanden, dass man leiser und nicht lauter reden muss, wenn man will, dass die Kinder zuhören.

Sedler ist zur Pragmatikerin geworden: Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause keinen Platz haben, um Hausaufgaben zu machen – oft haben sie nicht einmal Papier, sondern schreiben auf die Rückseite alter Rechnungen und Mahnungen. Also gibt sie keine Hausaufgaben mehr auf. Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause nicht frühstücken und keine Zähne putzen, deshalb gibt sie ihnen in der Schule Zeit dafür, jeden Tag von 8.55 bis 9.05 Uhr. Sedler schließt die Tür zum Klassenraum ab. Der fünfte neue Schüler, Jadouh, ein Flüchtling aus Syrien, ist nicht gekommen.

MONTAG, 7.9.2015 DER ERSTE SCHULTAG, REINHARDSWALDSCHULE

Lian steht vor dem Klassenraum und weint. Seine Mutter streicht ihm seine Locken aus der Stirn. Lian schluchzt noch, als er sich zu den anderen Kindern auf den Boden hockt und seine Mutter zur Tür hinausschleicht.

»Was hattet ihr denn in euren Schultüten?«, fragt Frau Freiesleben, eine große, geduldige Frau, 48 Jahre alt, mit dunkel gefärbten Haaren, die sehr streng gucken kann, wenn sie will. Vor ihr sitzen 28 Schüler, 14 Erst- und 14 Zweitklässler, sie werden an der Reinhardswaldschule zusammen unterrichtet. Lian erzählt mit dünner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stimme, dass er Süßigkeiten und ein Trikot von Hertha BSC bekommen hat. Dann kommt Beren an die Reihe. Er ist fünf Minuten zu spät gekommen, ein blasser Junge mit schief geschnittenem Pony.

»Hast du auch einen Schultüte bekommen, Beren?«, fragt Frau Freiesleben.

»Ja«, sagt Beren.

»Und war da auch was drin?«

»Ja«, sagt Beren. Einige Kinder lachen.

»Was denn?«, fragt Freiesleben.

»Zeitungspapier«, sagt Beren mit gleichgültigem Gesicht. »Und Süßigkeiten. Aber die waren eklig.« Alle anderen Kinder lachen.

Danach malen sie ihre Schultüten auf ein Blatt Papier. Beren kann sehr gut malen. Er möchte Künstler werden, sagt er, seine Lieblingsfarbe ist schwarz, weil die so schön düster ist. Beren mag auch die Mona Lisa, Dinos und Superhelden, am liebsten Ant Man, den Ameisenmann, weil der so klein ist, dass ihn niemand sieht. Beren, das wird schon am ersten Schultag deutlich, ist ein bisschen anders als seine Mitschüler.

Seine Mutter, 41 Jahre alt, kommt aus Istanbul, sie lebt seit 37 Jahren in Deutschland. Von Berens Vater, einem Türken, hat sie sich vor drei Jahren getrennt, seitdem erzieht sie Beren und seinen großen Bruder, der auch auf die Reinhardswaldschule geht, allein. Sie wohnen zu dritt in einer Zweizimmerwohnung, gleich um die Ecke. Zurzeit hat Berens Mutter keinen Job.

An der Nydahl-Schule wäre das nichts Besonderes, dort beziehen 92 Prozent der Eltern Transferleistungen, an der Reinhardswaldschule sind es nur rund fünfzig Prozent. Die Reinhardswaldschule gilt mittlerweile als eine der besten in Kreuzberg: Zwei von drei Kindern wechseln von dort aufs Gymnasium. Der Schulhof, gemeinsam mit den Kindern entwickelt, wurde als einer der schönsten in Deutschland ausgezeichnet. Es gibt Kooperationen mit der Sarah Wiener Stiftung und Alba Berlin. Einige Schulleiter in Kreuzberg klagen, die Reinhardswaldschule nehme ihnen die »guten Kinder« weg. »Ich finde die Mischung bei uns optimal«, sagt Annette

Freiesleben. Sie unterrichtet seit 1999 an der Reinhardswaldschule. In der Zeit stiegen die Mieten, viele Migranten gingen, viele Akademiker kamen, und Freiesleben musste sich anpassen.

Vor allem an die Eltern. Freiesleben bekam auf einmal seitenlange E-Mails von Vätern, die ihr erklärten, das Arbeitsblatt über die Steinzeit entspreche nicht dem wissenschaftlichen Stand. Und als sie einmal eine Woche lang krank war, riefen um 23 Uhr Mütter bei ihr an: Wann sie gedenke, wieder zur Schule zu kommen?

Seitdem gibt Freiesleben ihre Nummer und ihre Mail-Adresse nicht mehr raus, nimmt sich aber häufig Zeit für ein Gespräch, um den Eltern die Angst zu nehmen. Die Angst, dass ihr Kind zu den Verlierern und nicht zu den Gewinnern zählen könnte.

In Berlin soll eigentlich jedes Kind – so wie Beren – auf die nächstgelegene Schule gehen, das ist das Sprengelprinzip. Es gibt viele Eltern, die wollen, dass ihr Kind nicht auf die nächstbeste, sondern auf die beste Schule geht. Die Reinhardswaldschule bekommt jedes Jahr doppelt so viele Anfragen, wie sie Kinder aufnehmen kann. Damit ihr Kind auf eine andere Schule kommt als auf die Sprengelschule, stellen viele Eltern Anträge beim Bezirksamt. Allerdings stets mit ungewissem Ausgang. Um ihre Aussichten zu erhöhen, legen manche Eltern sich eine Briefkastenadresse zu, fälschen Untermietverträge, Handyrechnungen und Kontoauszüge – so erwecken sie den Anschein, im passenden Sprengel zu wohnen.

Freiesleben sagt: »Früher gab es mehr Kinder aus sogenannten bildungsfernen oder sozial schwachen Familien.« Mehr Kinder wie Beren und weniger Kinder wie Lian.

MONTAG, 12.10.2015 WALDAUSFLUG, NYDAHL-SCHULE

Es ist minus ein Grad, der erste Wintertag des Jahres, und Ali, der kleine Junge mit den Segelohren, steht mit offenem Mund und zerrissenen Jeans im Düppeler Forst. Sein erster Klassenausflug. Um ihn herum recken sich Kiefern in den Himmel, das nasse Laub klebt am Waldboden, rote und gelbe Blätter. »Boah!«, sagt Ali.

Ali kennt die Gegend um das Kottbusser Tor, er kennt den Kiosk, der Wassereis für zehn Cent verkauft, und das Jugendzentrum im Böcklerpark, wo er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hausverbot bekam, weil er eine Toilette kaputtgemacht hatte – aber im Wald war er noch nie. Nur in den Büschen auf dem Schulhof, die sie auch »Wald« nennen.

»Das ist ein Nadelbaum«, sagt die Studentin, die die Klasse durch den Düppeler Forst führt, sie spricht, als läse sie eine Gutenachtgeschichte vor. »Wisst ihr auch, wie der Baum heißt?«

»Zapfen«, sagt Ebru.

»Nein, alle Nadelbäume haben Zapfen«, sagt die Studentin.

»Nadelbaum«, sagt Ali.

»Ja, das ist der Oberbegriff«, sagt die Studentin, »Aber dieser hier heißt Kiefer.«

»Käfer?«, fragt Aalaa.

»Nein, Mann, Kieferbaum!«, sagt Hassan. »Nein, nur Kiefer«, sagt die Studentin.

»Ah, wie Kieferorthopäde!«, sagt Hassan.

Birgit Sedler macht viele Ausflüge mit ihren Kindern, immer an Orte, die sie nicht kennen: ins Theater, ins Feuerwehrmuseum, in die Bücherei. Sie hat aufgehört, sich an den Lehrplan zu halten. Sie sagt: »Meine Kinder haben es doppelt schwer, sie müssen nicht nur rechnen, lesen und schreiben lernen, sondern auch noch eine neue Sprache: Deutsch.«

Die Eltern der meisten Kinder, die Sedler unterrichtet, sind schon länger in Deutschland, sprechen aber kaum Deutsch, im »Südblock« kommt man mit Türkisch oder Arabisch weiter. Doch selbst ihre Muttersprache beherrschen viele Kinder nicht richtig. Die meisten Eltern lesen ihnen selten vor, reden überhaupt wenig mit ihnen. In Sedlers Klasse sind nur zwei Mädchen in der Lage, komplexere Dinge für Jadouh, den Flüchtlingsjungen, der am zweiten Schultag dann doch erschien, ins Arabische zu übersetzen.

Die Kinder im Wald fangen an zu frieren, viele tragen nur Turnschuhe und dünne Regenjacken. »Mir ist kaltkaltkalt«, sagt Leonie, sieben Jahre alt. Ein Mädchen mit zwei blond gefärbten Strähnen, das Ponys mag, Hello Kitty und Glitzer.

In der U-Bahn, auf der Rückfahrt zur Schule, ist die Luft trocken und warm. Einige Kinder sind schon eingenickt, als Leonie von ihrem Vater erzählt: »Mein Papa lebt auf einem großen Schiff«, sagt sie, während sie auf ihrem Haarreif kaut. »Da schläft er auch, deshalb hat er mir am Geburtstag auch gar kein Geschenk gegeben, da war ich traurig.«

Kurz bevor die U-Bahn Kreuzberg erreicht, schläft auch Leonie.

DIENSTAG, 13.10.2015 REINHARDSWALDSCHULE

»Ich zeige euch einen Buchstaben, und dann bin ich gespannt, wer weiß, welches Bild auf der Rückseite zu sehen ist«, sagt Frau Freiesleben. Zweite Stunde, Deutsch. Sie hält ein A in die Luft.

»A wie Ameise«, sagt Emma. Sie hält ein P in die Luft. »P wie Pinsel«, sagt Lian.

So geht es reihum. Fast alle Kinder recken bei jeder Frage ihre Hände in die Luft, auch Beren. Danach lässt Frau Freiesleben alle das große und kleine I im Arbeitsheft weitermalen. Sie sagt: »Ich wäre gern schon weiter.«

Es ist ein ungleicher Wettlauf. Schon nach sieben Wochen Schulzeit haben sich die Erstklässler der Reinhardswaldschule einen uneinholbaren Vorsprung erarbeitet: Sie können im Zehnerbereich addieren, sie können konzentriert und selbstständig arbeiten, sie können sich gewählt ausdrücken. Sie können all das, was die Kinder an der Nydahl-Schule noch lernen müssen. Ihr Vorsprung wächst mit jedem Tag. Liegt das an der Schule oder an den Schülern?

An der Reinhardswaldschule gibt es anders als an der Nydahl-Schule ein Fach wie YoBEKA, eine Art Kinderyoga, es gibt AGs wie Judo und Schach, es gibt Lernwerkstätten, in denen Kinder Muscheln mikroskopieren oder eine Schatzkammer zimmern. Aber die Gemeinsamkeiten überwiegen: Beide Klassen sind Ganztagsklassen, die Kinder werden von 8 bis 16 Uhr betreut. In beiden Klassen gibt es je zwei Räume, damit die Lehrer die Jüngeren und Älteren voneinander trennen können. In beiden Klassen sind neben der Klassenlehrerin immer andere Pädagogen anwesend, an der Reinhardswaldschule die Mathelehrerin, an der Nydahl-Schule eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erzieherin, es gibt Lesepaten, Sonderpädagogen und Ergotherapeuten. In beiden Klassen wird so unterrichtet, wie Bildungsexperten es fordern: kaum Frontalunterricht, viel Projekt- und Gruppenarbeit, keine Noten, keine Hausaufgaben. Kinder mit Problemen werden individuell gefördert, bekommen weniger und leichtere Aufgaben; sie bleiben nicht sitzen, sondern »verweilen«, das heißt, sie gelten dann etwa als Zweitklässler, bearbeiten aber, wo nötig, noch Aufgaben aus der ersten Klasse.

Es gibt nur einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden ersten Klassen: die soziale Herkunft der Kinder. Die einen können schon lernen, die anderen müssen erst das Lernen lernen. Weil es ihnen niemand beigebracht hat, weder die Eltern noch der Kindergarten. Im Durchschnitt haben Kinder, deren Eltern im Ausland geboren wurden, in der Grundschule einen Rückstand von einem Lernjahr gegenüber Kindern, deren Eltern in Deutschland geboren wurden. Der Vorsprung bestand schon längst, als der Wettlauf startete.

Lian konnte zählen, rechnen und seinen Namen schreiben, bevor er zur Schule kam. Er hat das Selbstbewusstsein eines Jungen, der von allen gemocht wird: Die Jungen schätzen ihn, die Mädchen mögen seine Locken, auch wenn Lian sagt, dass er keine Mädchen mag. Er möchte Fußballer werden, er mag Thomas Müller und Mesut Özil und spielt gern »Ninjago« auf dem iPad seines Vaters.

Lians Eltern haben sich vor fast zwanzig Jahren an der Freien Universität kennengelernt. Sein Vater, 45, ein großer Mann mit Afro, Sohn eines amerikanischen GIs, kommt aus Bremen und arbeitet als Digital Business Director. Seine Mutter, 42, stammt aus einem Dorf in Schwaben und arbeitet in der PR. Mit ihren drei Kindern leben sie in einer vier Zimmer großen Altbauwohnung, im Bücherregal stehen Romane von Jonathan Franzen und Juli Zeh. Eigentlich hätte Lian, erzählt sein Vater, auf eine andere Schule gehen müssen, mit einem höheren ndH-Anteil, aber weil Lians große Schwester, die sie damals extra angemeldet hatten, schon auf die Reinhardswaldschule geht, durften seine Eltern auch ihn dort anmelden.

Lians Eltern sind typisch für viele Eltern im neuen Kreuzberg: Akademiker, die gut verdienen, politisch eher linksliberal, sie legen Wert auf Bildung und Chancengerechtigkeit und sind hinund hergerissen: Theoretisch wollen sie, dass alle

Kinder die gleichen Chancen haben. Aber wenn das in der Praxis nicht möglich ist, wollen sie, dass ihre Kinder bessere Chancen haben.

Hätten sie Lian aus Überzeugung auch auf eine Schule wie die Nydahl-Schule geschickt? Lians Vater sagt: »Auf keinen Fall. Ich will mein Kind nicht als Sonde in ein soziales Experiment schießen.« Lians Mutter sagt: »Ich finde schlimm, was an der Nydahl-Schule passiert, und sicher wäre mehr Durchmischung besser. Aber wir konnten uns für unsere Kinder eine solche Schule nicht vorstellen.«

Und wer will es ihnen verübeln, wenn sogar Birgit Sedler, die Klassenlehrerin von der Nydahl-Schule sagt: »Ich hätte mein Kind nicht hierher geschickt.«

MITTWOCH, 11.11.2015 LATERNENUMZUG, NYDAHL-SCHULE

Leonies Mutter, dreißig Jahre alt, Kajalaugen und French Nails, ist eine der wenigen Frauen, die kein Kopftuch tragen und keinen knöchellangen Mantel. Laternenumzug. Rund fünfzig Kinder und Eltern – mehr Mütter als Väter – spazieren den Landwehrkanal entlang. Die Lichter der Laternen glimmen in der Dunkelheit.

Als die Gruppe das Urban-Krankenhaus passiert, das »U-Bahn-Krankenhaus«, wie die Nydahl-Kinder es nennen, sagt Leonie zu ihrer Mutter: »Hassan hat mich gestern geärgert!« Ihre Mutter dreht sich um: »Welcher Hassan?«

»Der da«, sagt Leonie und zeigt auf einen Jungen, der seine elektrische Laterne schleudert wie ein Dompteur seine Peitsche. »Ey, du Ärgerfritze«, sagt die Mutter und knufft Hassan.

»Ey, isch hab gar nix gemacht«, sagt Hassan und grinst so, dass man ihm sofort alles verzeihen möchte. Dann sagt er zu Leonie: »Ist dein Licht auch leer?«

»Ja, ihr Licht ist auch leer«, sagt Leonies Mutter. Sie schüttelt den Kopf, belustigt, aber auch irritiert. »Wie die alle reden«, sagt sie.

Leonies Mutter, gebürtige Kreuzbergerin, hat einen erweiterten Hauptschulabschluss und arbeitet bei einer Bahnhofsbackerei. Sie war 23, als sie Leonie zur Welt brachte. Der Vater verließ sie im zweiten Monat der Schwangerschaft, er zahlt bis heute keinen Unterhalt, das letzte Mal sah er Leonie vor

anderthalb Jahren, ab und an schickt er ein Foto. Auf einem ist im Hintergrund zufällig ein Schiff zu sehen, ihre Mutter erzählte Leonie deshalb, dass ihr Vater dort wohnt. Die Mutter wünscht sich, dass Leonie Zahnärztin wird. Sie hatte versucht, ihre Tochter auf einer anderen Schule anzumelden, die Nydahl hat ja einen sehr schlechten Ruf, sagt sie.

Leonies Mutter ist halb Deutsche, halb Libanesin; Leonies Vater ist halb Pole, halb Indonesier. Aber für die anderen Kinder an der Nydahl-Schule ist Leonie »die Deutsche«, weil Deutsch ihre Muttersprache ist. Zu Hause sagt sie jetzt manchmal »Wallah« (Arabisch für »bei Gott«) oder »çüş« (Türkisch für »Boah ey!«).

Der Laternenzug kommt am Böcklerpark zum Stehen. Die meisten Laternen sind erloschen. Sedler stimmt ein Lied an: »Ich trag mein Licht, ich fürcht mich nicht, rabimmel, rabammel, rabumm!« Die Kinder stimmen ein, von den Eltern singt nur Leonies Mutter mit.

DONNERSTAG, 12.11.2015 LATERNENUMZUG, REINHARDSWALDSCHULE

Diesmal ist sogar Berens Mutter da. Den ersten Elternabend hatte sie versäumt, aber jetzt steht sie wie drei Dutzend andere Eltern – fast so viele Väter wie Mütter – vor der Reinhardswaldschule. 17 Uhr. Die Gruppe setzt sich in Bewegung, Beren und seine Mutter laufen am Ende. Sie hält seine Laterne, er spielt mit einem kleinen Esel aus Plastik, den er aus der Schule mitgenommen hat. Als sie die Urbanstraße überqueren wollen, springt die Ampel auf Rot. Seine Mutter zerrt Beren über die Straße, der Esel fällt auf den Asphalt, die Autos fahren an. Beren weint.

»Beren, hörst du bitte damit auf«, sagt seine Mutter, »Du nervst mich damit. Ich hatte keine Schuld, du hattest Schuld daran.«

»Ich hatte auch keine Schuld«, sagt Beren.

Später sagt seine Mutter: »Er macht mich verrückt. Manchmal komme ich nicht mit ihm klar!« Sie spricht schlechter Deutsch als Beren. Manchmal liest er ihr aus seinem Lieblingsbuch Tierische Rekorde vor. Und erklärt ihr, dass das größte Tier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Blauwal und das älteste Tier der Meeresschwamm ist. Berens Mutter sagt, sie weiß auch nicht, woher das kommt, dass Beren immer alles wissen will.

Zum Schluss steuert der Zug auf einen Spielplatz zu. Zwei Mütter haben dort brennende Fackeln aufgereiht, eine andere hat Schokomartinsgänse vom Biobäcker mitgebracht, noch eine andere Tee, auf den Thermoskannen kleben die Etiketten, Orange-Ingwer, Waldbeere, Rooibos.

Einige Eltern bleiben mit ihren Kindern, bis die Fackeln erloschen sind. Beren und seine Mutter sind da schon lange weg.

DONNERSTAG, 17.3.2016 AUSFLUG UND ELTERNGESPRÄCH, NYDAHL-SCHULE

Das Bröhan-Museum liegt in Charlottenburg, hohe, helle Räume, an den Wänden: Kubismus, Impressionismus.

»Çüş, die sind ja nackig«, sagt Baraa und zeigt mit dem Finger auf ein Aktbild: »Ist das sein Pipi?«

»Oh, oh, nicht anfassen«, sagt die Frau vom Museum, dann führt sie die Nydahl-Kinder in den zweiten Stock und bleibt vor einem kubistischen Gemälde stehen, In einem Café von Max Dungert, das aus vielen Drei- und Vierecken besteht. Die Kinder setzen sich auf den Boden. »Was fällt euch auf?«, fragt die Frau vom Museum.

»Das sieht aus wie ein Puzzle«, sagt Yunus.

»Da ist ein Mann, er sieht aus wie ein Pinguin«, sagt Marwa. »Das soll ein Mensch sein«, sagt Mohammed. »Ein Mensch aus Formen, und er trinkt eine Tasse Tee.«

»Wow!«, sagt Frau Sedler, beeindruckt und gerührt. Dann, zurück in der Schule, gibt es Mittagessen. Kartoffelpuffer und Apfelmus. Die Kinder stürzen sich darauf, nur Jadouh nicht, der Flüchtlingsjunge aus Syrien, der kleiner und dünner ist als alle anderen. Verträumt schaut er aus dem Fenster in den Frühlingstag. Er hat kein Essen bekommen, sein Vater hat das Geld nicht überwiesen.

»Darf ich Jadouh was abgeben?«, fragt Mohammed. Dann wollen auch die anderen ihr Essen teilen.

Die Kinder an der Nydahl-Schule sind auffällig hilfsbereit: Jadouh haben sie sofort aufgenommen, obwohl er anfangs spuckte und um sich schlug. Auch Tumay wird nicht gehänselt, obwohl er so stark stottert. Und Mahmoud, dessen Eltern zwei Wochen lang das Essen nicht zahlen konnten, haben sie jeden Tag etwas abgegeben. An der Reinhardswaldschule foppen sich die Kinder, wenn jemand etwas »Komisches« zum Frühstück dabei hat, Serrano-Schinken oder Datteln zum Beispiel.

Birgit Sedler sagt: »Die Kinder sind hier sehr solidarisch miteinander. Es kann sie alle erwischen, ich glaube, tief in ihnen drin wissen sie das.«

Am späten Nachmittag sitzt sie Alis Mutter und einer Sozialarbeiterin gegenüber, die übersetzt. Alis Mutter kann drei Wörter Deutsch: »Guten Tag« und »Danke«. Sie trägt ein Kopftuch und lächelt verlegen.

»Ali ist ein fröhlicher und lieber Junge«, sagt Sedler. Sie spricht noch langsamer als im Unterricht. Sedler berichtet Alis Mutter, dass ihr Sohn sich schon gut an die Regeln hält; dass er bis zwanzig zählen kann; dass er weiß, wie die Anlaute der Buchstaben klingen; und »auch wenn seine Grammatik nicht immer stimmt, wissen wir immer, was er möchte«. Unterm Tisch wippen die Knie von Alis Mutter auf und ab. Sie sieht erleichtert aus.

Sedler auch. Elterngespräche sind eine schwierige Sache, sie darf nicht zu höflich sein und nicht zu streng. Schließlich ist sie mehr als eine Lehrerin, sie ist zugleich Seelsorgerin, Psychologin, Sozialarbeiterin. Sie hätte zu Alis Mutter auch sagen können: Anfangs hat Ali sich überraschend gut gemacht, er konnte zählen und seinen Namen schreiben, aber seitdem macht er kaum Fortschritte, er spricht selten und ist morgens meistens müde. Aber was sollte das bringen? Ali bekäme zu Hause vermutlich Ärger.

Seine Eltern kamen vor 15 Jahren aus Syrien nach Deutschland. Alis Vater, 45, darf nicht arbeiten, weil er keinen dauerhaften Aufenthaltsstatus hat, Alis Mutter, 37, sitzt im Südblock in ihrer 105 Quadratmeter großen Sozialwohnung und kümmert sich

um die sieben Kinder. Der Älteste ist 15, die Jüngste fünf Jahre alt, sie wird nächstes Jahr auf die Nydahl-Schule kommen.

Wenn es nach Alis Vater geht, sollen seine Kinder studieren, Ärzte oder Ingenieure werden. Sie haben die deutsche Staatsbürgerschaft, sie sind seine Hoffnung. Aber wie soll sich ein Kind wie Ali zurechtfinden in diesem Land, wenn es nicht einmal seine Eltern tun?

Alis Mutter will schon gehen, da fällt Sedler noch etwas ein: Sie erzählt von Alis siebtem Geburtstag. Es war ein Donnerstag im Februar, Musikunterricht. Die Lehrerin spielte Klavier, die Kinder bildeten einen Kreis und sangen: »Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst!« Ali stand in der Mitte, ihm rollten Tränen über die Wangen. »Ali war völlig überwältigt«, sagt Sedler.

Die Mutter lächelt. Zu Hause feiern sie Geburtstage nicht.

FREITAG, 18.3.2016 OSTERFRÜHSTÜCK, REINHARDSWALDSCHULE

»Was wünscht ihr euch für die Osterferien?«, fragt Frau Freiesleben.

»Dass der Osterhase kommt«, sagt Maria.

»Dass die Sonne scheint, weil wir an die Ostsee fahren«, sagt Lian.

»Dass ich bis ein Uhr nachts aufbleiben und zocken kann«, sagt Beren.

Freiesleben legt die Stirn in Falten, sie macht sich Sorgen um Beren. Er hat zuletzt oft gefehlt. Immer mal wieder einen Tag, mal Bauchschmerzen, mal eine Erkältung. Komischerweise war an denselben Tagen auch sein Bruder krank.

Freiesleben informierte den Direktor, der einen Brief an Berens Mutter schrieb und sie an die Schulpflicht erinnerte. Seitdem fehlt Beren nicht mehr. Verglichen mit den Kindern von der Nydahl-Schule ist Beren viel weiter, er kann sich sehr gewählt ausdrücken, er kann besser rechnen und besser schreiben. Dennoch könnte er womöglich einer von denen sein, die ein Jahr verweilen, sagt Freiesleben.

Freiesleben fragt sich, woran das liegt: Beren ist schlau, er konnte schon zählen und seinen Namen schreiben, bevor er eingeschult wurde. Vieles hatte er in der Kita gelernt, schon dort war er unter vielen Kindern aus Akademikerfamilien. Aber er ist ein Eigenbrötler, er hat sein eigenes Tempo. Wenn die Kinder malen sollen, spitzt er erst einmal in aller Ruhe seine Bleistifte an.

Für Beren wäre es dennoch besser, ein Jahr an der Reinhardswaldschule zu verweilen, als an der Nydahl-Schule der Beste zu sein. Dort träfe er nur auf Kinder, die zu Hause noch weniger Unterstützung beim Lernen bekommen als er. Hier lernt er täglich von den anderen, sagt Freiesleben. Von Kindern wie Lian.

Lian sei unheimlich fit, offen und wach, sagt seine Lehrerin. Obwohl er sich häufig ablenken lasse, falle ihm vieles leicht. In Mathe löst er bereits die Aufgaben der Zweitklässler.

Lian sagt: »Ich muss noch ganz lange zur Schule gehen.« Dann überlegt er eine Weile: »Noch elf Jahre bis zum Abitur!«

FREITAG, 20.5.2016 DEUTSCH ALS ZWEITSPRACHE, NYDAHL-SCHULE

Eine Kita, eine Post, eine Bank, ein Restaurant. Die fünf Erstklässler sitzen vor einem Wimmelbild, das an der Wand aufgehängt ist, und sollen beschreiben, was sie sehen. Erste Stunde, Deutsch als Zweitsprache mit Frau Menzel.

»Ich sehe einen Müllwagen«, sagt Leonie. »Und was macht der?«, fragt Frau Menzel. »Der Mann bringt den Müll zum Müllwagen.«

Leonie ist die Einzige der fünf Erstklässler aus Frau Sedlers Klasse, die in vollständigen Sätzen spricht.

Frau Menzel hält eine Karte hoch. Die Kinder sollen den entsprechenden Beruf nennen. »Was ist das?«, fragt Menzel. Alle melden sich. Sie nimmt Ali dran.

»Mülleimer«, sagt Ali.

»Das ist doch kein Mülleimer«, sagt Menzel. »Ein Mülleimermann«, sagt Ali.

»Ohne Eimer«, sagt Frau Menzel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Ein Eimermann«, sagt Ali. Die anderen Kinder lachen, »Müllmann!« schreien sie.

»Müllmann?«, sagt Ali.

Deutsch fällt ihm noch immer schwer. Er kann kurze Wörter lesen, aber zu sprechen traut er sich selten.

Leonie hingegen kann kurze Sätze lesen und schreiben, sie kann addieren und subtrahieren, sie hat gelernt, selbstständig und still zu arbeiten. Sie könnte auf der Reinhardswaldschule mithalten. »Für sie wird das Lernen zur Selbstverständlichkeit, sie weiß, wofür die Schule da ist, und hat Spaß daran«, sagt Sedler, die es genau so in ihr Zeugnis schreiben will. Sedler traut Leonie sogar zu, später aufs Gymnasium zu gehen. Etwa jedes dritte Kind an der Nydahl-Schule bekommt eine Empfehlung fürs Gymnasium. Wenn man die Kinder dort fragt, was sie werden wollen, müssen sie eine Weile überlegen.

»Taxifahrerin«, sagt Marwa.

»Ärztin oder Busfahrerin«, sagt Rayan.

»Kocher«, sagt Mahmoud.

»Ich möchte auf dem Bauernhof arbeiten«, sagt Leonie.

»Hausmeister«, sagt Ali. Bei ihm zu Hause gebe es auch einen Hausmeister, der schmeiße immer die »Männers« aus dem Treppenhaus, die keine Wohnung haben.

Birgit Sedler sagt: »Ich wäre bei den meisten schon froh, wenn sie U-Bahn-Fahrer werden.«

Manchmal, wenn sie nach einem langen Tag nach Hause radelt, fühlt sie sich im Stich gelassen, von den Eltern, der Politik, von allen. Manchmal wird ihr dann klar, dass ihre Kinder den Wettlauf längst verloren haben. In Deutschland erreichen Kinder mit Migrationshintergrund dreimal seltener das Abitur als ihre Mitschüler und verlassen die Schule mehr als doppelt so häufig ohne Abschluss.

Man kann mit Birgit Sedler und Annette Freiesleben stundenlang über Bildungspolitik reden. Und obwohl beide an völlig verschiedenen Schulen arbeiten, kommen sie zu den gleichen Schlussfolgerungen: Man braucht kleinere Klassen, 18

Kinder maximal, mehr Lehrer, mehr Erzieher, und die Vorschule, die den Übergang vom Kindergarten zur Grundschule erleichtert, muss wieder verpflichtend sein. Birgit Sedler sagt: »Eine Kita-Pflicht ab einem halben Jahr wäre für unsere Kinder die Rettung.« Sie bräuchten so früh wie möglich Vorbilder, die sie zu Hause nicht finden.

MONTAG, 13.6.2016 PROJEKTTAG, REINHARDSWALDSCHULE

Projekttag gegen Rassismus. Frau Freiesleben spielt den Kindern ein Youtube-Video vor: Im Land der Blaukarierten. Man sieht Knetmännchen, eine Männerstimme singt: »Im Land der Blaukarierten sind alle blau kariert. Doch wenn ein Rotgefleckter sich mal dorthin verirrt, dann rufen Blaukarierte: Der passt doch zu uns nicht! Er soll von hier verschwinden, der rot gefleckte Wicht.« Als das Lied vorbei ist, fragt Freiesleben: »Was haltet ihr davon?«

»Die sprechen nicht so nett«, sagt Anton.

»Das Blau steht für Wasser und das Rot für irgendetwas Rotes«, sagt Jonathan.

»Das ist für die Hautfarben«, sagt Emma. »Es ist, weil sie sich nicht kennen«, sagt Sami.

Frau Freiesleben schreibt mit. Nach einer halben Stunde hat sie die Tafel mit den Ideen der Kinder gefüllt: »Sie haben Angst«, steht dort, »Sie kennen die anderen nicht«, »Sie sprechen eine andere Sprache«.

»Kennt ihr auch jemanden, der anders ist?«, fragt Freiesleben. Lian meldet sich: »Jérôme Boateng. Und meinen Papa, der hat auch dunkle Haut.« Darauf, dass seine Haut ebenfalls dunkler ist als die der anderen Kinder im Raum, kommt Lian nicht. Und auch niemand anderes. Die Kinder sehen nur Kinder, wenn sie einander anschauen.

Für Lian wäre es ebensowenig wie für Beren eine große Sache, wenn er mit Ali oder Leonie in eine Klasse ginge. Wahrscheinlich könnten sie alle voneinander lernen: Ali von Lian, wie man Deutsch spricht, Leonie von Beren, wie man Dinos malt, Beren von Leonie, wie man einen Brief schreibt, und Lian von Ali, wo es das Wassereis für zehn Cent gibt und wie man füreinander da ist. Am Ende des Vormittags fragt Annette

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freiesleben ihre 28 Schüler: »In welchem Land wollt ihr leben? Im Land der Blaukarierten?«

Keiner meldet sich.

»Im Land der Rotgefleckten?« Keiner meldet sich.

»Oder im Land der Buntgemischten?« 28 Hände gehen nach oben.

Es gibt keinen Trost

16 Teenager aus Haltern am See kamen bei dem Absturz ums Leben. Zum ersten Mal sprechen nun die Eltern dreier Schülerinnen über die Tragödie ihres Lebens

Von Kerstin Herrnkind und Dominik Stawski, Stern, 17.03.2016

Ein Wintergarten in Haltern am See, einer beschaulichen Stadt am Nordrand des Ruhrgebiets. Der Name des Ortes ist untrennbar verknüpft mit dem Flugzeugabsturz am 24. März 2015, als Copilot [Andreas Lubitz](#) eine Germanwings-Maschine absichtlich gegen einen Berg in den französischen Alpen steuerte. 150 Menschen starben, unter ihnen 16 Teenager und zwei Lehrerinnen aus Haltern, die auf dem Rückweg von einem Schüleraustausch waren.

Im Wintergarten sitzen nun, fast ein Jahr danach, die Eltern von Aline Venhoff, die damals ums Leben kam. Sie wurde 16 Jahre alt. Mutter Anke, 46, ist Sekretärin. Vater Peter, 45, arbeitet als Prozesscontroller in einem Chemiekonzern. Das Ehepaar hat noch zwei Söhne.

Alines beste Freundin war ihre Cousine Helena Siebe, 16, die ebenfalls bei dem Absturz starb. Auch Helenas Eltern sind heute gekommen. Mutter Marion, 45, ist die Schwester von Alines Mutter Anke. Sie arbeitet als medizinische Fachangestellte in einer Arztpraxis. Vater Thomas, 46, ist Bauingenieur. Das Ehepaar hat noch einen Sohn.

Der dritte Vater am Tisch ist Wilhelm Scheideler, 48, der seine Tochter Rabea, 16, verlor. Scheideler führt seinen eigenen Sanitärbetrieb. Er lebt getrennt von Rabeas Mutter, beide haben noch eine Tochter. Die Eltern haben lange gezögert, bevor sie sich zu einem Gespräch entschlossen. Die Anteilnahme am Tod ihrer Kinder hat sie getröstet, aber ihnen fehlte lange die Kraft, öffentlich über ihre Töchter zu sprechen. Nun liegt es ihnen am Herzen, an sie zu erinnern.

Was machen Sie am Jahrestag der Katastrophe?

WILHELM SCHEIDELER, Vater von Rabea: Wir wollen unbedingt in Frankreich sein, an dem Ort, an dem unsere Töchter gestorben sind. Deshalb reisen wir gemeinsam dorthin.

Was bedeutet dieser Ort für Sie?

WILHELM SCHEIDELER: Das erste Mal war ich zwei Tage nach dem Absturz dort. Ich bin gleich mit der ersten Sondermaschine nach Frankreich geflogen. Man landet in Marseille und fährt noch drei Stunden mit dem Bus nach Le Vernet. Je näher ich diesem Ort kam, desto größer wurde meine Angst. Aber als ich da war, spürte ich ein ganz besonderes Gefühl von Nähe.

ANKE VENHOFF, Mutter von Aline: Es ist ein sehr, sehr schöner Ort, der viel Ruhe ausstrahlt. Aber es ist natürlich auch ein schrecklicher Ort, weil unsere Kinder dort gestorben sind und Körperteile von ihnen dort begraben sind.

THOMAS SIEBE, Vater von Helena: Mir gibt der Ort Kraft. Weil ich dort oben sehr nah bei meiner Tochter bin.

Haben Sie am Berg Angst vor den Bildern, die Ihnen kommen könnten?

ANKE VENHOFF: Die Bilder sind immer da. Immer stellt man sich diese Fragen: Wie viel Angst hatten unsere Kinder? Es ist quälend.

Wie haben Sie fünf zueinandergefunden?

ANKE VENHOFF: Meine Tochter Aline und Helena sind ja Cousinen. Helena war nur sechs Wochen älter als Aline. Die beiden sind zusammen aufgewachsen. Sie haben fast alles gemeinsam gemacht.

WILHELM SCHEIDELER: Meine Tochter Rabea war mit den beiden im Spanisch-Kurs. Und sie sind zusammen zum Zumbatanzen gegangen. Letztes Jahr zu Ostern bin ich erneut nach Frankreich gereist. Mir war es wichtig, noch einmal zu meiner Tochter zu fahren. Und zufällig haben wir Eltern uns dort getroffen.

Möchten Sie uns von Ihren Kindern erzählen?

PETER VENHOFF: Gerne. Aline war ein hilfsbereites Mädchen. Als ihr kleiner Bruder geboren wurde, hat sie ihn, obwohl sie erst sechs Jahre alt war, schon gewickelt. Und das war wirklich schwierig, weil er so ein Zappelphilipp war. Alines größte Leidenschaft war das Reiten. Sie hat schon mit acht Jahren angefangen. Ihr Berufswunsch war Tierärztin.

MARION SIEBE: Helena war ein sehr lebenslustiges Mädchen. Wenn sie den Raum betrat, versprühte sie gleich gute Stimmung. Sie verreiste gerne, ging oft mit uns shoppen. Sie ist auch geritten, aber noch viel lieber spielte sie Tennis. Nach dem Abitur plante sie, mit Aline für ein Jahr ins Ausland zu gehen. Sie wollte Lehrerin werden.

WILHELM SCHEIDELER: Rabea war gerade 16 geworden. Nach Spanien wollte sie ihren Geburtstag bei mir im Partykeller nachfeiern. Sie war eine sehr, sehr gute Schülerin und war unheimlich ehrgeizig. Sprachen sind ihr sehr leicht gefallen. Sie hat sich selber etwas Portugiesisch und auch Türkisch beigebracht.

Was sind die letzten Erinnerungen, die Sie an Ihre Töchter haben?

ANKE VENHOFF: Ich habe Aline zum Bahnhof gebracht. Sie fragte mich beim Abschied: „Wirst du mich vermissen?“ Und ich antwortete: „Ach, Aline, eine Woche ist doch so schnell vorbei.“

Alines Bruder Janik Venhoff, 19, setzt sich an den Tisch. Der Student hat eine Weile nur zugehört.

JANIK VENHOFF: Ich habe zu Aline gesagt: Pass auf, die Spanier sind so locker mit Alkohol und Drogen. Lass dich nicht zu irgendwas hinreißen. Ich bin halt ihr großer Bruder.

ANKE VENHOFF: Natürlich haben sie dort Partys gefeiert, die sie hier nicht hätten feiern dürfen. Sie hatten einen riesigen Spaß.

WILHELM SCHEIDELER: Später habe ich erfahren, dass Rabea sich auf der Reise wohl in einen Spanier verguckt hatte. Ich habe Kontakt zu dem Jungen aufgenommen. „Ich habe Rabea geliebt“, hat er mir geschrieben. Ich wollte ihn eigentlich besuchen, aber ich will den Jungen auch nicht mit meiner Trauer belasten.

Wie verlief dieser 24. März?

ANKE VENHOFF: Aline und ich haben uns morgens noch über Whatsapp geschrieben. Um 6.23 Uhr kam ihre letzte Nachricht: „So, Taschen gepackt, jetzt geht es ab zum Flughafen.“ Und ich habe ihr einen guten Flug gewünscht. Meine Tochter war seit Anfang des Jahres Vegetarierin. Also musste ich immer zwei Gerichte kochen, für sie und für den Rest der Familie. Bei uns war es Tradition, dass es etwas Schönes zu essen gab, wenn jemand von einer Reise zurückkam. Während ich kochte, sagte mein Vater, der auch hier bei uns im Haus wohnt, so um zehn nach elf: Sind die Kinder schon gelandet? Ich habe geantwortet: Ja, ich glaube schon. Er hatte wohl in den Nachrichten etwas über einen Absturz aufgeschnappt, war aber nach meiner Antwort beruhigt.

Die Maschine war schon um 10.41 Uhr abgestürzt. Zunächst gab es nur kurze Meldungen. Niemand wusste, was genau passiert war.

PETER VENHOFF: Ich habe immer gedacht, dass man als Vater spürt, wenn so etwas Schlimmes passiert. Aber nichts, nichts habe ich gemerkt. Ich war in einer Besprechung, und um 12.20 Uhr hat mich meine Frau angerufen. Sie hat geweint und geschrien. Danach habe ich für ein paar Tage eine Lücke in meiner Erinnerung.

Haben Sie sofort gewusst, dass die abgestürzte Maschine die ist, in der Ihre Töchter saßen?

MARION SIEBE: Ich wusste, dass es zu dieser Zeit nur eine Germanwings-Maschine gab, die aus Barcelona kam. Ich hatte das vor der Reise nachgeguckt, weil ich mich über die frühe Abflugzeit gewundert hatte. Es gab eben nur diese eine um 9.35 Uhr, die nächste erst wieder um 17 Uhr.

THOMAS SIEBE: Ich hatte an dem Tag im Kernkraftwerk Biblis zu tun, das ist 350 Kilometer entfernt. Ich sah einen verpassten Anruf meiner Frau. Rief gleich zurück. Sie weinte. Ich bin die 350 Kilometer bei laufendem Radio nach Hause gefahren. Ich dachte immer: Die finden noch Überlebende. Der Pilot hat bestimmt versucht, in den Alpen notzulanden. Ich sah vor meinen Augen eine riesige Schneefläche. Vielleicht ist die Maschine auseinandergebrochen, dachte ich, da werden bestimmt einige Menschen überlebt haben.

WILHELM SCHEIDELER: Ich bin schnell zur Schule. Und als ich dort in die Gesichter der anderen Eltern gesehen habe, da ahnte ich, dass ... Aber ich konnte es nicht begreifen.

ANKE VENHOFF: Und irgendwann ging die Tür auf, der Schulleiter und der Bürgermeister kamen rein. Sie sagten, dass sie einen Anruf von Ministerpräsidentin Hannelore Kraft bekommen hätten. Sie wussten nun, dass die Schüler an Bord waren und dass es keine Überlebenden gebe. Alle schrien.

JANIK VENHOFF: In der Schule hat sich alles überschlagen. Einige lagen am Boden oder auf den Tischen. Die Leute schrien und weinten. Seelsorger waren da. Ich war wie in Trance.

WILHELM SCHEIDELER: Noch am Abend, während eines spontanen Trauergottesdienstes, als eigentlich niemand mehr Hoffnung hatte, da dachte ich, dass mein Kind da oben auf dem Berg in der Kälte vielleicht alleine ist, als eine der Überlebenden. Und dass ich da jetzt hinmuss.

JANIK VENHOFF: Als ich abends zu Hause war, bekam ich auf meinem Handy einen Anruf: Hier ist der Flughafen Düsseldorf. Aline Venhoff stehe nicht auf der Liste, sagte man mir. Das kann doch gar nicht sein, habe ich geantwortet, da müssen Sie sich vertan haben. Ich sollte unseren Namen buchstabieren. Dann hieß es: Oh, da haben wir Ihren Namen mit einem F statt mit einem V geschrieben. Ihre Schwester steht doch auf der Liste.

ANKE VENHOFF: Ich habe lange nicht begreifen können, dass mein Kind tot ist. Tage und Wochen nicht. Verstanden habe ich es erst, als Mitte August ihre persönlichen Sachen wiederkamen, in so einem schönen Paket, wie von Zalando verpackt.

Was war da drin?

Die Mutter steht auf, holt die Plastiktüte mit den persönlichen Dingen ihrer Tochter, das Portemonnaie, die kaputte Versicherungskarte, auf der noch ihr Name erkennbar ist. Ein beschädigter Kofferanhänger.

ANKE VENHOFF: Sehen Sie, dieser Einkaufswagen-Chip, total unversehrt. Anfang Dezember kam noch einmal ein Päckchen mit wenigen ihrer Kleidungsstücke, die gefunden worden sind. Fast alle sind stark durchlöchert und riechen nach Kerosin.

MARION SIEBE: Ich habe gerade erfahren, dass sie das iPhone meiner Tochter gefunden haben. Komplett zerstört. Die SIM-Karte ist vielleicht auslesbar, aber darauf ist nichts gespeichert, Erinnerungen und Fotos sind im internen Handyspeicher. In den ersten Berichten hieß es, dass ein Kind wegen eines fehlenden Ausweises den Flug verpasst hätte.

MARION SIEBE: Damit war meine Tochter gemeint. Das haben wir erst später erfahren. Sie hatte den Ausweis bei der Gastfamilie vergessen. Der Gastvater war schon auf der Arbeit, raste zurück nach Hause und ist dann auf die letzte Minute rechtzeitig am Flughafen angekommen. Da saß Helena weinend auf einer Bank, mit der Angst, den Flug zu verpassen. Im Nachhinein fragt man sich natürlich: Was wäre wenn? Aber sie hat es eben noch ganz knapp in den Flieger geschafft.

Der Absturz war kein Unfall. Copilot [Andreas Lubitz](#) hat das Flugzeug nach den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft absichtlich gegen den Berg gesteuert. Was haben Sie empfunden, als Sie das erfahren haben?

ANKE VENHOFF: Ich stand die ersten Tage so unter Schock und Medikamenten, dass ich es einfach nicht registriert habe. Ich habe es gehört, aber ich habe nicht begriffen, was das bedeutet.

THOMAS SIEBE: Ich war wütend, aber die Trauer war einfach stärker.

Sprechen Sie über [Andreas Lubitz](#) und seine Motive?

PETER VENHOFF: Wir reden kaum über ihn. Ist er für Sie auch Opfer? Oder Massenmörder?

MARION SIEBE: Kein Opfer.

WILHELM SCHEIDELER: Bevor wir ein paar Wochen später zur Gedenkfeier in den Kölner Dom gefahren sind, haben wir den Wunsch geäußert, dass 149 Kerzen, eine für jedes Opfer, angezündet werden. Als wir schon im Bus Richtung Köln saßen, haben wir gelesen, dass es 150 Kerzen werden sollen. Da wollte ich aus dem Bus steigen, habe mich dann aber wieder beruhigt. Es war eine Einladung von der Katholischen Kirche – die verzeiht. Wir nicht. Ich zumindest nicht.

Sind Sie gläubig?

ANKE VENHOFF: Ich habe meinen Glauben an Gott verloren.

THOMAS SIEBE: Wir sprechen das Vaterunser auch nicht mehr zu Ende. Der Satz: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, kommt uns nicht mehr über die Lippen.

JANIK VENHOFF: Lubitz war sehr krank.

Hat die Tatsache, dass er krank war, Ihnen geholfen, die Tat zu verstehen? Lubitz war ja in den Jahren vor dem Absturz bei insgesamt 41 Ärzten.

WILHELM SCHEIDELER: Er muss krank gewesen sein. Ein Trost ist das trotzdem nicht. Es gibt keinen Trost. Ich frage mich überhaupt nicht, warum er das gemacht hat. Ich frage mich, warum es nicht verhindert wurde. Warum wurde er nicht aus dem Verkehr gezogen? Und warum ist er nicht aufgefallen? Ein Bekannter von mir hatte einmal einen Angestellten, der einen Schwerlastwagen fahren musste. Als der krank wurde, fand der Arzt heraus, dass der Mann Alkoholiker war. Der Arzt hat den Arbeitgeber informiert. Aus meiner Sicht hat er damit eine außerordentliche Zivilcourage bewiesen. Und das hätten die Psychiater von Herrn Lubitz auch tun sollen.

MARION SIEBE: Wenn Menschenleben durch andere gefährdet würden, sind Ärzte von ihrer Schweigepflicht befreit. Daher finde ich es unverständlich, dass so viele Mediziner geschwiegen haben.

Würden Sie gern mit den Eltern von Herrn Lubitz reden?

PETER VENHOFF: Wenn es der Wahrheit entspricht, dass die Mutter von seiner Depression wusste und ihn sogar zum Psychiater begleitet hat, warum hat sie dann geglaubt, dass er noch fliegen kann? Und warum hat sie ihn nicht davon abgehalten?

JANIK VENHOFF: Aber die Mutter musste ihren Sohn ja auch schützen. Vielleicht fürchtete sie, ihm die Karriere zu verbauen, wenn sie sich an seinen Arbeitgeber gewandt hätte. Mir würde es nicht helfen, mit den Eltern von Lubitz zu sprechen.

Welche Verantwortung trägt die Lufthansa?

PETER VENHOFF: Die Lufthansa hat Lubitz ausgebildet, obwohl dort bekannt war, dass er depressiv und nicht in der Lage war, ein Flugzeug zu steuern.

ANKE VENHOFF: Es hätte genügend andere Bewerber gegeben.

THOMAS SIEBE: Ich finde schlimm, dass die Lufthansa immer noch behauptet, sie hätte nichts falsch gemacht. Herr Spohr hat immer wieder betont, dass Lubitz zu 100 Prozent flugtauglich gewesen sei. Er sagte sinngemäß: „Wir fühlen mit Ihnen, aber falsch gemacht haben wir nichts.“ Mir fehlt das Eingeständnis der Lufthansa, dass sie eine gewisse Mitschuld trägt.

JANIK VENHOFF: Ich habe die Hoffnung verloren, dass sich klärt, wer alles Schuld trägt. Es macht auch nicht glücklich, immer nach dem Punkt zu suchen, an dem es falsch gelaufen ist.

PETER VENHOFF: Aber die Frage ist doch: Wie viele Piloten gibt es am Himmel, die das gleiche Schicksal teilen und auch Hilfe benötigen?

Verkehrsminister Alexander Dobrindt will Piloten unangemeldet auf Drogen, Alkohol und Medikamente kontrollieren. Die Pilotenvereinigung Cockpit kritisierte die Pläne als „absolut falsch“ und als „Generalverdacht“. Was halten Sie davon?

PETER VENHOFF: Jeder Autofahrer muss mit einer Alkoholkontrolle rechnen. Was spricht dagegen, Piloten, die Verantwortung für viele Menschenleben haben, zu kontrollieren? Als wir in Frankreich mit dem Bus gefahren sind, musste der Fahrer erst in ein Röhrchen blasen, bevor er fahren durfte.

Am Wochenende hat auch die französische Luftfahrtbehörde BEA empfohlen, zumindest psychisch erkrankte Piloten regelmäßig zu überprüfen. Ob das umgesetzt wird, ist noch offen. Die Aufarbeitung der Katastrophe wird noch Jahre dauern.

PETER VENHOFF: Ja, und es wäre schön, wenn wir ab sofort besser informiert werden als bisher. Wir sind alle enttäuscht davon, dass die französische Regierung uns nie direkt informiert hat und die deutsche auch nur sehr zurückhaltend. Fast alles erfahren wir durch die Medien oder die Lufthansa. Und noch etwas hat uns sehr getroffen.

Was meinen Sie?

PETER VENHOFF: Ich finde es schlimm, dass es nun drei Gräber gibt. Eines hier in Haltern, ein weiteres am Friedhof in Le Vernet und ein drittes in den Bergen. Vor allem das Grab in Le Vernet hat mich verletzt.

Warum?

PETER VENHOFF: Es ist ein Massengrab. Wir hatten Anfang April das erste Mal gehört, dass es ein gemeinsames Grab geben soll. Daraufhin sprach ich am 4. April einen diplomatischen Mitarbeiter der deutschen Regierung an, der mir versicherte, dass alles, was gefunden wird, zugeordnet und es kein gemeinsames Grab geben wird. Und dann erfuhren wir am 11. Juni auf einer Pressekonferenz der französischen Staatsanwaltschaft, dass es ein Gemeinschaftsgrab geben wird. Das war ein Schock.

Wie haben Sie zurück in den Alltag gefunden?

ANKE VENHOFF: Die Verantwortung für unsere Kinder hilft.

THOMAS SIEBE: Unser Sohn hat am 25. März Geburtstag. Er ist einen Tag nach dem Absturz zwölf Jahre alt geworden.

Arbeiten Sie wieder?

WILHELM SCHEIDELER: Wir arbeiten alle wieder. Das lenkt ab. Aber bei mir lässt sich der Akku nicht mehr voll aufladen.

THOMAS SIEBE: Ich bin nach sechs Wochen wieder arbeiten gegangen. Als ich zurückkehrte, war die erste Aufnahme sehr herzlich. Ich habe mich auch erst einmal gut gefühlt. Das hält aber nur drei, vier Tage, und spätestens dann ist man wieder ein ganz normaler Mitarbeiter der Firma. Dann gibt es keine Rücksichtnahme, keine Möglichkeit mehr, Alltagssituationen bei der Arbeit auszuweichen. Im September musste ich wieder an die Baustelle in Biblis, wieder genau an den Punkt, an dem ich damals die Nachricht erhalten habe, und das war einer der schwersten und schrecklichsten Momente überhaupt.

MARION SIEBE: In unserem Leben ist einfach die Leichtigkeit verloren gegangen.

ANKE VENHOFF: Man kann sich über nichts mehr freuen. Ich würde mich gerne mehr mit unseren Kindern freuen. Sie haben das verdient. Aber wir haben lebenslang bekommen – lebenslange Trauer.

WILHELM SCHEIDELER: Manchmal kommt es mir so vor, als wenn uns der Rest der Welt schwer versteht.

Wie meinen Sie das?

WILHELM SCHEIDELER: Für mich sind die anderen Menschen die Normalen, so nenne ich sie auch. Es fällt mir sehr schwer, mich mit den Normalen über irgendwelche Dinge zu freuen. Nehmen Sie zum Beispiel Silvester: Es gibt Leute, die mich eingeladen haben, die es gut mit mir meinten. Ich habe nur gesagt: Ich habe nichts zu feiern, ich möchte lieber für mich alleine sein. Ich ertappe mich dabei, dass ich das sehr, sehr häufig sage. Aber wenn ich unter meinesgleichen bin, in der Schicksalsgemeinschaft, dann ist es irgendwie anders. Dann ist es okay, da kann man auch mal traurig sein, das stört nicht, der weiß ja, warum.

MARION SIEBE: Früher haben wir unsere Freizeit immer versucht, schön zu gestalten. Heute rennen wir zu Trauergruppen, besuchen Angehörigentreffen, gehen zu den Friedhöfen. Das ist unser neues Leben. Und ich glaube, manchen Leuten ist es zu anstrengend geworden mit uns. Immer vorsichtig sein, nicht unnötig belasten.

WILHELM SCHEIDELER: Wissen Sie, es kommt auch bei anderen Menschen vor, dass sie einen Angehörigen verlieren, einen Vater, eine Mutter. Aber man kann das nicht vergleichen.

PETER VENHOFF: Sechs Wochen nach der Beerdigung meiner Tochter hatte meine Mutter einen tödlichen Unfall. Aber ich konnte in den ersten Wochen nicht um meine Mutter trauern, weil die Trauer um meine Tochter so groß ist, dass sie alles überschattet. Ich habe meine Mutter geliebt, aber ich konnte nicht um sie trauern.

WILHELM SCHEIDELER: Was glauben Sie, wie belastend das ist, nicht um seine Mutter trauern zu können? Man schämt sich. Ich weiß das, weil auch meine Mutter gestorben ist, nur acht Wochen vor dem Absturz.

Helena und Aline waren Cousinen, Sie sind Schwestern und haben beide Ihre Töchter verloren.

ANKE VENHOFF: Wir sind eine kleine Familie. Es gibt nur uns Schwestern. Der Tod unserer Töchter hat die Familie zerrissen.

MARION SIEBE: Es ist unvorstellbar, dass unsere Eltern zum Verlust ihrer Enkelinnen auch noch die Trauer der eigenen beiden Töchter ertragen müssen.

PETER VENHOFF: Silvester sind wir mit beiden Familien ein paar Tage weggefahren. Wir standen um Mitternacht gemeinsam vor dem Hotel. Um null Uhr haben die anderen Hotelgäste die Raketen in den Himmel gejagt, gefeiert und gelacht. Wir standen da, haben geweint und uns in den Arm genommen.

Gehen Sie oft zu den Gräbern Ihrer Kinder hier in Haltern?

WILHELM SCHEIDELER: Ich gehe ganz ungern dahin. Mir geht es dann auch körperlich nicht gut. Wissen Sie, Rabea hatte ja die meiste Zeit bei meiner Ex-Frau verbracht. Ich habe immer gedacht, meine Zeit als Vater kommt, wenn sie mit der Schule fertig ist. Dann bin ich dran.

ANKE VENHOFF: Ich bin jeden Tag dort. Ich kann ja sonst keine Zeit mehr am Tag mit ihr verbringen.

MARION SIEBE: Ich möchte, dass immer frische Blumen auf dem Grab liegen und dass die Kerzen brennen. Meine Tochter hatte es gerne schön und ordentlich. Das ist das Letzte, was wir tun können.

THOMAS SIEBE: Wir haben eine Bank vor dem Grab aufstellen lassen. Ich sitze und spiele meiner Tochter manchmal Lieder vor, „Hello“ von Adele zum Beispiel. Wir haben oft Musik zusammen runtergeladen. Nach dem Absturz konnte ich lange keine Musik hören.

Als Ihre Kinder nach Haltern überführt wurden, säumten Menschen die Strecke. Wie haben Sie die öffentliche Anteilnahme empfunden?

ANKE VENHOFF: Die Rückführung unserer Kinder von Düsseldorf nach Haltern war sehr emotional. Als wir von der Autobahn abfahren in die Stadt hinein, standen Hunderte von Menschen am Straßenrand und zeigten ihr Mitgefühl. Die Kinder fuhren mit uns noch einmal an ihrer Schule vorbei. Dort wurden weiße Rosen auf die Wagen geworfen.

THOMAS SIEBE: Ich kann mich besonders an eine Situation erinnern. Als wir das erste Mal nach Le Vernet fahren. Da arbeitete ein alter Mann im Garten, er hatte eine Schaufel in der Hand. Als er unseren Bus vorbeifahren sah, legte er sofort die Schaufel zu Boden, nahm seine Mütze ab. Das sind Bilder, die man im Kopf behält.

Und wie haben Sie die Arbeit der Medien empfunden?

MARION SIEBE: Unser Sohn geht auch auf das Joseph-König-Gymnasium. Journalisten fragten ihn, ob er nicht vom Unterricht mit dem Handy Mitschnitte machen könne. Ihm wurde Geld dafür geboten.

JANIK VENHOFF: Ich hatte damals eine richtige Phobie, rauszugehen, weil ich Angst hatte, dass mich jemand fotografiert oder anspricht.

Nun wird auch wieder die ganze Welt auf den Berg schauen, an dem Sie in Ruhe gedenken wollen.

ANKE VENHOFF: Wir werden uns in diesen Tagen einen Moment suchen, an dem wir in Ruhe dort oben sein können.

Werden Sie dorthin fliegen?

MARION SIEBE: Ja, jede andere Art der Anreise wäre noch strapaziöser.

Und Sie haben keine Angst?

PETER VENHOFF: Wenn uns etwas passieren würde, wären wir näher bei unseren Töchtern. Wenn ich eines noch sagen darf, das ist mir ganz wichtig: Mein größter Wunsch ist, meine Tochter irgendwann wiederzusehen. Wann und wie auch immer.

Ein Land in Flammen

Sehr verehrte Jury des Reporterpreises,

hiermit möchten wir die gemeinsamen Recherchen von DIE ZEIT und ZEIT ONLINE zum Thema „Angriffe auf Flüchtlingsheime“ für den diesjährigen Wettbewerb einreichen.

Da es ein umfangreiches Projekt über alle Redaktionsgrenzen hinweg war, haben wir uns erlaubt, die Dimension und das gemeinsame Herangehen in einem hier angehängten „Making of“ zu erläutern (ZEIT ONLINE Making Of Ein Land in Flammen.pdf).

Während das in der DIE ZEIT Ausgabe 49/2015 erschienene Stück gemäß der Ausschreibung im gewünschten Format (DIE_ZEIT_Ein_Land_in_Flammen.pdf) anhängt, finden sich die zur Serie gehörenden Webreportagen unter diesen Webadressen:

<http://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-11/rechtsextremismus-fluechtlingsunterkuenfte-gewalt-gegen-fluechtlinge-justiz-taeter-urteile>

<http://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-02/rassismus-gewalt-notunterkuenfte-gefluechtete-rechter-terror/komplettansicht>

Falls für die Juryarbeit auch ein Ausdruck der Onlineformate notwendig wird, haben wir diese in einem druckfertigen PDF (ZEIT_ONLINE_rechte_Gewalt.pdf) angehängt.

Making of

„Ein Land in Flammen “ und „Der Terror der anderen“ (DIE ZEIT/ZEIT ONLINE)

Am Anfang stand eine Frage in der wöchentlichen Redaktionskonferenz der ZEIT: Wie kann es sein, dass fast täglich eine Unterkunft für Flüchtlinge attackiert wird, man aber kaum davon hört, dass Täter verhaftet oder verurteilt werden? Die Chefredaktionen von ZEIT und ZEIT ONLINE waren sofort überzeugt: Das müssen wir in einer großen, gemeinsamen Anstrengung herausfinden.

Es entstand eine gemeinsame Recherche über Redaktionsgrenzen und Mediengattungen hinweg, wie es sie bei ZEIT und ZEIT ONLINE bisher selten gegeben hat. Kollegen wie Martin Klingst aus dem Politikressort der ZEIT taten sich mit den Investigativ-Redakteuren von ZEIT ONLINE um Karsten Polke-Majewski zusammen, die Berliner Reporterin Anna Kemper zog los, um einen Einzelfall in seiner ganzen Tiefe zu recherchieren, während der Datenjournalist von ZEIT ONLINE, Sascha Venohr, eine Datenbank aufbaute, in der die Kollegen von ZEIT und ZEIT ONLINE ihre Recherche-Ergebnisse eintrugen.

Insgesamt 15 Reporter und Rechercheure überprüften acht Wochen lang alle Angriffe auf Flüchtlingsheime in diesem Jahr und filterten jene Attacken heraus, bei denen Menschen zu Schaden kamen oder zu Schaden hätten kommen können. Anschließend fragten sie die Ermittler in ganz Deutschland, wie weit sie bei der Aufklärung der Verbrechen gekommen sind. Das Ergebnis überraschte in seinem Ausmaß das gesamte Team: In der allergrößten Zahl der Fälle war bis dato noch nicht einmal ein Tatverdächtiger ermittelt. Lediglich in zwölf Fällen hatte die Justiz Anklage erhoben.

Die Recherchen wurden zeitgleich in der gedruckten Ausgabe und online veröffentlicht (3. Dezember 2015). Exklusiv auf ZEIT ONLINE wurde eine noch detailliertere Datenanalyse und eine interaktive Landkarte, die eine kurze Beschreibung jeder Tat enthält, publiziert (alle Artikel zum Themenschwerpunkt: www.zeit.de/thema/gewalt-gegen-fluechtlinge). Die Veröffentlichung der Zahlen erregte großes Aufsehen: Der Deutschlandfunk widmete der Recherche mehrere Minuten in seiner Morgenstrecke, das heute-journal sendete einen eigenen Beitrag und zahlreiche Tageszeitungen berichteten. Die interaktive Grafik auf ZEIT ONLINE

wurde mehr als 17.000 mal im Netz geteilt und erreichte binnen weniger Stunden mehrere Millionen Leser in den sozialen Netzwerken.

Ein Team von ZEIT-ONLINE-Redakteuren blieb auch nach der Veröffentlichung an den Fällen dran. Anfang des Jahres 2016 wurden in einer zweiten Recherchewelle auf Grundlage der bestehenden Fallsammlung sechs Wochen lang alle 279 gewaltsamen Übergriffe auf Flüchtlingsunterkünfte überprüft und jene 65 Fälle einer genaueren Recherche unterzogen, in denen die Ermittler (mittlerweile) einen Tatverdächtigen ausfindig machen konnten. Bis dahin war die allgemeine Beschreibung auch von Ermittlungsbehörden, dass unbescholtene Bürger aus der Mitte der Gesellschaft für Gewalt gegen Asylunterkünfte verantwortlich seien. Die Recherchen zeigten, dass dies nicht stimmt. Das Reporterteam sammelte Indizien, befragte Zeugen, recherchierte vor Ort an Tatorten. Der entstandene Datensatz zeigt, dass die Gewalt oft von Menschen ausgeht, die schon vorher extrem rechte Ideen und Kontakte pflegten, obwohl sie in der Statistik als unbescholtene Bürger gelten. Sie hängen einer rassistischen, ausländerfeindlichen und extremistischen Ideologie an und fühlen sich von ihr zum Handeln aufgefordert. Es ist keine neue Mitte, die Flüchtlinge jagt. Die Daten mit allen Fällen und Recherchen wurde zeitgleich mit der Reportage publiziert und von lokalen Medien verwendet, um Taten aus ihrem Verbreitungsgebiet zu beleuchten. Der niedersächsische Innenminister Boris Pistorius sprach in einer Reaktion auf die Publikation von „rechtem Terror“. Bemerkenswert die Veränderung in der Bewertung der Straftaten, die von der sogenannten Freitaler Bürgerwehr begangen wurden. Der zuständige Dresdener Generalstaatsanwalt sah einen Täter als unbeschriebenes Blatt. Gegen die Organisation wurden selbst nicht ermittelt. Es bestehe kein "Anfangsverdacht der Bildung einer kriminellen oder terroristischen Vereinigung". Die Recherchen von ZEIT ONLINE belegen jedoch bereits im Februar 2016 sehr deutlich, dass diese Einschätzungen falsch waren. Im April hat der Generalbundesanwalt die Ermittlungen übernommen. Es kam zu weiteren Verhaftungen. Es ist das erste Mal, dass Gewalttaten gegen Flüchtlingsheime als Terrorismus verfolgt werden.

Wegen der großen internationalen Resonanz wurden beide Stücke parallel auch in einer englischen Fassung publiziert. Auch im Frühjahr wurden weitere Täterbiographien beleuchtet. DIE ZEIT und ZEIT ONLINE werden auch zukünftig bei diesem wichtigen Thema nicht locker lassen.

Ein Land in Flammen

Fast täglich gibt es Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte. Die Täter werden so gut wie nie gefasst. Sind Polizei und Justiz auf dem rechten Auge blind?

Von Paul Blickle , Kai Biermann, Philip Faigle, Astrid Geisler, Götz Hamann, Lenz Jacobsen, Anna Kemper, Martin Klingst, Karsten Polke-Majewski, Stefan Schirmer, Hannes Soltau, Julian Stahnke, Toralf Staud, Tilman Steffen und Sascha Venohr, DIE ZEIT und ZEIT ONLINE, 03.12.2015

Wenn in der beschaulichen Fachwerkstadt Wertheim auf dem Gelände einer ehemaligen Polizeiakademie eine Halle brennt, in der 400 Flüchtlinge unterkommen sollen, dann könnte man meinen, die Tat sei rasch aufzuklären. Es gibt Kriminalbeamte, es gibt eine Spurensicherung, und in Wertheim (auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Tauber und Main) leben nur 22 000 Menschen. Aber so leicht ist das nicht. Die Tat geschah am 20. September. Bis heute stehen die Ermittler vor einem Rätsel.

Die baden-württembergische Kripo begann sofort mit der Arbeit, sie bildete die Ermittlungsgruppe »Halle« und stockte das Team einen Tag später von 10 auf 18 Beamte auf, denn der Verdacht einer Brandstiftung war aufgekeimt. An einer Hallentür hatte man Spuren gefunden, die auf Einbruch schließen ließen. Und Zeugen berichteten, sie hätten eine dunkel gekleidete Person gesehen, die im Auto davongefahren sei. Doch nun, fast drei Monate später, ist noch immer kein Täter gefasst.

Wie kann das sein?

Deutschland im Spätherbst 2015: Vor wenigen Monaten noch wurden Flüchtlinge mit Schokolade willkommen geheißen, heute müssen sie sich vor Angriffen der Ausländerfeinde in Sicherheit bringen. Hier fliegen Pflastersteine gegen Asylunterkünfte, dort Molotowcocktails. Flüchtlingswohnungen werden in Brand gesteckt oder unter Wasser gesetzt. Woche für Woche, Tag für Tag. Allein dem glücklichen Zufall ist es zu danken, dass bislang noch niemand dabei zu Tode kam.

Anfang der 1990er Jahre war das anders, da kamen neun Menschen ausländischer Herkunft bei Bränden um, die von Rechtsextremisten gelegt worden waren.

Doch auch heute, 25 Jahre später, sind Angriffe gegen Flüchtlingsunterkünfte keine Einzelfälle, sondern fast ein Massenphänomen. 505 Straftatbestände gegen Flüchtlingsunterkünfte, von einfacher Sachbeschädigung bis zu versuchtem Mord, hat das Bundeskriminalamt in einem internen Lagebericht von Januar bis Anfang Oktober 2015 gezählt. Ende November waren es nach Auskunft des Bundesinnenministeriums bereits 747 Fälle. Hinter diesem Skandal verbirgt sich allerdings ein weiterer: Kaum ein Täter wurde bislang verhaftet, geschweige denn verurteilt.

Wie kläglich die Mehrzahl der Ermittlungen endet, zeigt eine aktuelle Untersuchung von ZEIT und ZEIT ONLINE. Ausgewertet wurden die bundesweiten Daten von Angriffen, die Flüchtlingsunterkünfte beschädigen oder zerstören wollten und/oder die darin lebenden Menschen verletzen oder töten. Rassistische Schmierereien an den Hauswänden wurden nicht mitgezählt, ebenso wenig fremdenfeindliche Hetze vor Asylbewerberheimen. Um in der ZEIT-Statistik erfasst zu werden, mussten mindestens Steine geflogen sein. Alle Bundesländer haben der ZEIT die meisten ihrer Ermittlungsergebnisse zur Verfügung gestellt.

Das Fazit: Zwischen dem 1. Januar und 30. November dieses Jahres wurden mindestens 222 Gewalttaten gegen Flüchtlinge und ihre Unterkünfte verübt, darunter 93 Brandanschläge, 93 Sachbeschädigungen, 8 Wasserschäden (die rechtlich zwar auch Sachbeschädigungen sind, aber in dieser Statistik gesondert auftauchen, weil so eine Unterkunft schnell unbewohnbar gemacht werden kann), 28 tätliche Angriffe. 119 der insgesamt 222 Anschläge richteten sich gegen bewohnte, 85 gegen unbewohnte Unterkünfte, in den übrigen 18 Fällen konnte trotz Nachfrage nicht geklärt werden, ob in den Gebäuden zum Zeitpunkt des Angriffs bereits jemand lebte. Kein Bundesland blieb von Überfällen verschont, am schwersten betroffen ist Sachsen, sowohl in absoluten Zahlen als auch im Verhältnis zur Einwohnerzahl.

An starken Worten mangelt es nicht. Der sozialdemokratische Bundesjustizminister Heiko Maas spricht vom »Angriff auf unsere Demokratie«.

Bundesinnenminister Thomas de Maizière, CDU, warnt: »Jedem, der so handelt, treten wir mit der gesamten Härte des Rechtsstaats entgegen.«

Passiert ist fast nichts. Drakonische Konsequenzen blieben aus. Nur in 53 der 222 erfassten Gewalttaten, also in weniger als einem Viertel, konnten Polizei und Justiz bislang einen oder mehrere Verdächtige ermitteln. Nur in zwölf Fällen wurde Anklage erhoben, nur viermal bislang ein Urteil gesprochen. Dagegen stellte die Justiz bereits 24 Verfahren wegen Mangel an Beweisen ein. Besonders fatal: Auch der Verfolgung der besonders gefährlichen Brandanschläge ist kein Erfolg beschieden. 40 dieser Überfälle – und damit fast die Hälfte der 93 Brandanschläge – richteten sich gegen bewohnte, 50 gegen unbewohnte Unterkünfte. Die restlichen drei Fälle sind ungeklärt. Bislang wurde nur in drei Fällen Anklage erhoben, nur einmal kam es zu einer Verurteilung.

Warum tappen Polizei und Staatsanwaltschaft so oft im Dunkeln? Man stelle sich vor, welcher gewaltigen Fahndungsapparat der Staat in Gang setzte, wie viele zusätzliche Polizisten mobilisiert, wie viel Geld in die Hand genommen würde, gälten all die Molotowcocktails nicht Flüchtlingsheimen, sondern den Filialen der Deutschen Bank. Mangelt es wegen der Zielgruppe am Fahndungseifer der Ermittler? Fehlt es am Willen? Sind die Strafverfolger auf einem Auge blind? Dem rechten?

Der Generalstaatsanwalt von Brandenburg weist diesen Verdacht von sich. Seit den verheerenden Anschlägen der neunziger Jahre, sagt er, habe sich vieles verbessert. Kaum einer kann das glaubwürdiger bezeugen als der 63-jährige Erardo Rautenberg, der seit 1996 oberster Strafverfolger seines Bundeslandes ist. Nur wenige Monate im Amt, überrollte eine Welle fremdenfeindlicher Gewalt Brandenburg. Rautenberg sprach damals als Erster vom »gravierenden Problem« der Fremdenfeindlichkeit und von einer Jugendkultur, die zum Rechtsextremismus neige.

In einem Zeitungsinterview forderte er als Gegenmaßnahme »eine breite Front, die vom stramm Konservativen bis zum linksautonomen Spektrum reicht«, und zog damit wütenden Protest auf sich. Dem Generalstaatsanwalt wurde vorgehalten, leichtfertig die »Faschismuskeule« zu schwingen. Doch Rautenberg blieb auf Kurs. Als einer der ersten Generalstaatsanwälte erhob er die Verfolgung rassistischer

Straftaten zur »Priorität«. Polizei und Justiz richteten Sonderdezernate ein, die Dienstwege wurden verkürzt – und damit die Ermittlungszeiten.

Rautenbergs Eifer führte zu sichtbaren Resultaten, die Zahl rassistisch motivierter Gewalttaten halbierte sich zwischen 1998 und 2005 nahezu. Kritiker leisteten Abbitte. Und trotzdem steht heute Erardo Rautenberg vor demselben Problem wie seine Kollegen in anderen Bundesländern: Die Zahl der Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte ist dramatisch gestiegen, aber kaum ein Verdächtiger wird erwischt. Warum bloß?

In Sachsen ist das Bild besonders düster. Nirgendwo sonst legen Ausländerfeinde so oft Feuer. Auf seinem Handy erkennt zum Beispiel Leipzigs Polizeipräsident, Bernd Merbitz, was sich in Sachsen inzwischen täglich abspielt: Im Ort Dippoldiswalde fackeln Unbekannte 20 Container ab, in die Flüchtlinge ziehen sollen. In Freital explodiert eine Sprengladung vor dem Schlafzimmerfenster eines 26-jährigen Syrers, Glasscherben zerschneiden ihm die Stirn. Zwei Fälle, von denen es später heißt, Sachsens Operatives Abwehrzentrum (OAZ) habe die Ermittlungen übernommen. Bernd Merbitz ist Chef dieser landesweiten OAZ-Sondereinheit mit mehr als 100 Mitarbeitern, die politisch motivierte Gewalttaten aufklären soll.

Der 59-jährige Merbitz, ein bulliger Typ mit Bürstenhaarschnitt, taugt nicht zum Prototyp des Karrierebeamten. Knorrig und impulsiv kommt er daher. Seit 25 Jahren ist er Sachsens oberster Vorkämpfer gegen Rechtsaußen. Merbitz' Abwehrzentrum kann sich zwar mit einer Aufklärungsquote von über 70 Prozent brüsten, aber bei Ermittlungen wegen Anschlägen auf Asylbewerberheime sinkt diese Quote auf 30 Prozent. Daran ändert auch die spektakuläre Festnahme dreier Männer nichts. Sie sollen am frühen Morgen des 7. Oktober Molotowcocktails auf eine als Asylunterkunft umfunktionierte Schule in Dresden geworfen haben.

Warum also haben die Strafverfolger kaum Erfolg?

»Branddelikte sind sehr schwierig aufzuklären«, sagt der Kriminologe Thomas Feltes von der Universität Bochum, »da müssen Sie mit dem ganz großen Besteck rangehen.« Polizeichef Merbitz spricht vom »großen kriminalistischen Puzzle«, das sich nur mit erheblichem Personal, Technik und kriminalistischem Spürsinn meistern

lasse. Brandenburgs General Rautenberg zählt auf, was die Arbeit so kompliziert macht: Die Tat geschieht meist in der Nacht. Es melden sich kaum Zeugen. Es gibt keine direkte Beziehung zwischen dem Täter und seinen Opfern, sie kennen einander nicht. Der Hass, der Grund für die Attacke, ist nicht persönlich. Sie gilt nicht dem Individuum, sondern seiner Beschaffenheit. Flüchtlinge scheuen sich oft auszusagen, die meisten stammen aus Ländern, in denen man der Polizei nicht trauen kann.

Und dann gibt es noch etwas, das die Ermittlungen behindert und worüber nur wenige Fachleute offen sprechen mögen: Es gibt nicht genügend Brandsachverständige, die sofort zum Tatort eilen könnten. Bernd Merbitz, Chef der Sondertruppe, verfügt im Leipziger Präsidium gerade über sechs sogenannte Brandursachenermittler. Oft vergeht wertvolle Zeit, bis feststeht, ob die Täter einen Brandbeschleuniger benutzten oder bloß ein technischer Defekt schuld war.

Im Übrigen werden die Flüchtlingsheime nicht ausreichend geschützt: Es mangelt an Wachpersonal, Beleuchtung und Videokameras. Auf dem Gelände der Polizeischule Wertheim zum Beispiel gab es keine Videoüberwachung, deshalb existiert keine Aufzeichnung jener dunkel gekleideten Person, die – wie Zeugen später behaupten – womöglich die Turnhalle angezündet hat.

Vor allem aber: Es fehlt an Polizisten. Nur wenige Bundesländer haben die Zahl ihrer Polizisten nach dem Vorbild von Bayern oder Baden-Württemberg aufgestockt. In den meisten westlichen Bundesländern blieb die Zahl der Beamten über die letzten Jahre gleich, in den östlichen Bundesländern wurde sogar oft drastisch gekürzt. In Sachsen fielen in den vergangenen Jahren 1500 Stellen weg, 2005 waren im Haushaltsplan noch 12 300 Stellen vorgesehen, in diesem Jahr nur 10 800. »Der Personalabbau rächt sich bitter«, sagt Polizeichef Merbitz. »Wir arbeiten längst am Limit und sind immer wieder gezwungen, zu entscheiden, welcher Fall Vorrang hat.« Brandenburg hatte im Jahr 2000 noch 10 300 Leute im Polizeidienst, heute nicht einmal mehr 8000. Ein Mitarbeiter der brandenburgischen Sonderkommission Rechtsextremismus klagt hinter vorgehaltener Hand: »Wenn die Rechten wüssten, wie schlecht wir aufgestellt sind, würden die uns noch mehr auf der Nase herumtanzen.

«Hinzu kommt, und das ist ein besonderes Problem, die meisten fremdenfeindlichen Kriminellen waren zuvor unauffällig, nicht als Rechtsextremisten bekannt. Sie stammen aus der Nachbarschaft, dem Ort. Wird doch ein Täter ermittelt, findet sich oft weder in den Akten der Polizei noch in denen des Verfassungsschutzes der leiseste Hinweis.

So war es auch bei Dirk D. aus dem Ort Altena im Sauerland. Vor wenigen Wochen wäre kein Nachbar auf die Idee gekommen, dass ausgerechneter bereit sein würde, den Dachboden eines von syrischen Flüchtlingen bewohnten Hauses anzuzünden. Der 25-jährige D. war Berufsfeuerwehrmann, Beamter auf Probe, zugleich auch engagiert bei der freiwilligen Feuerwehr, genau wie sein Vater und seine Geschwister.

Dirk D. passt nicht in das Bild, das sich viele vom brutalen Ausländerfeind machen. Der Sohn eines Waldarbeiters nahm am Leben in der Kleinstadt regen Anteil. Er hatte eine feste Arbeitsstelle, interessierte sich für Autos, trieb oft Sport. Keine Sicherheitsbehörde hat solch harmlos wirkende Verbrecher aus der bürgerlichen Mitte im Visier. Auch der Verfassungsschutz nicht. Dabei gehen nach einem Bericht des BKA mindestens 70 Prozent der Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte aufs Konto solcher Täter. Das ist anders als in den 1990ern, da kamen die Brandstifter aus der radikalen Ecke. »Heute haben wir es mit Tätern aus der ganzen Breite der Bevölkerung und der massiven Hetzbewegung auf der Straße zu tun«, sagt Polizeimann Merbitz, »das ist ein Zahn schärfer.

«Dirk D. wurde nur gefasst, weil sein Komplize gegenüber der Polizei auspackte. Ein außerordentlich seltener Fall. D. ist geständig und zeigt Reue. Er sagt, er habe die Tat aus »persönlicher Verärgerung« begangen. Aus »Angst« vor den Fremden, die in sein Wohnviertel gezogen waren. Die Staatsanwaltschaft im westfälischen Hagen gab nach der Festnahme bekannt, Dirk D. sei in der rechten Szene weder vernetzt noch organisiert. Eine »politische Motivation« sein nicht zu erkennen. Den Anschlag bewertete sie als schwere Brandstiftung, nicht als versuchten Mord. Denn hätte D. töten wollen, dann hätte er mit dem Wissen eines Feuerwehrmannes den Brand professioneller, effektiver gelegt. Und weil D. dingfest gemacht war, keine Flucht-, Verdunkelungs- oder Wiederholungsgefahr bestand, kam

der Beschuldigte – so will es das Gesetz – nicht in U-Haft, sondern darf seinen Prozess zu Hause abwarten. Juristisch ist das in Ordnung – moralisch ist es eine Zumutung, mindestens für die Flüchtlinge im Nachbarhaus. Und auch, was die Generalprävention angeht. Wer wird sich nach diesem Exempel noch abgeschreckt fühlen?

Auf eine entscheidende Frage gibt der Fall Dirk D. aber keine Antwort. Wie bekommt man das Dilemma der Strafverfolger in den Griff? Wie kann es gelingen, der Täter habhaft zu werden?

Natürlich müssen mehr Polizisten her und auch, wie bereits beschlossen, mehr Verfassungsschützer. Sie müssen herausfinden, in welchem Umfang organisierte Rechtsextremisten die Proteste gegen Flüchtlingsheime steuern. Der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maaßen, weist darauf hin, »dass sich gerade bei Demonstrationen gegen Asylbewerberunterkünfte die Protestmilieus mischen: aufgebrachte Einwohner, Leute, die zum kriminellen Milieu zählen, subkulturelle Rechtsextremisten und Rechtsextremisten, die legalen Organisationen angehören«. Die Hetzparolen legaler Parteien wie der NPD senke bei Demonstranten mit der Zeit die Hemmschwelle. »Wenn verbal zur Gewalt aufgerufen wird und zur angeblichen Notwehr gegen Flüchtlinge«, so Maaßen, »dann wird auch der Weg vom Wort zur Tat kürzer.

«Aber nur nach mehr Polizei zu rufen reicht nicht. Natürlich fehlten Ordnungskräfte, sagt Robert Lüdecke von der Amadeu Antonio Stiftung, die zur fremdenfeindlichen Gewalt forscht. »Aber man darf nicht die Augen vor blinden Flecken verschließen.« Manchmal mangle es am politischen Willen und dem der Polizei, energisch gegen Fremdenfeinde durchzugreifen. Warum, fragt Lüdecke, konnte im sächsischen Heidenau ein Mob zwei Tagelang ungehindert vor einer Asylbewerberunterkunft randalieren? Warum sah die Polizei anderswo in einem Willkommensfest für Flüchtlinge plötzlich eine Provokation für Asylgegner? Maximilian Pichl, Jurist bei Pro Asyl, beklagt, rassistische Motive der Brandstifter würden oft »verniedlicht« und zu »persönlichen Ängsten« erklärt. Er erinnert an einen Fall in Hannover, bei dem ein Polizist der Bundespolizei selbst einen Flüchtling misshandelt habe. Die Vorgesetzten hätten dies gewusst, aber nicht angezeigt. »Da gibt es manchmal ein Schweigekartell.« Es genügt auch nicht, 16 Bundesländer | 6

unterschiedliche Konzepte der Ermittlungsarbeit ausprobieren zu lassen. Nötig ist tatsächlich eine bundesweite Kraftanstrengung, ein »breites politisches Bündnis von rechts bis links«, wie es Brandenburgs Generalstaatsanwalt Erardo Rautenberg fordert. Ein nationaler Krisengipfel muss her, einberufen vom Bundesinnenminister – verbunden mit einem politischen Signal, das niemand überhören kann, einem Signal, das die Länder zwingt, all ihre Versäumnisse nachzuholen.

DIE RECHERCHE

Warum wird kaum ein Täter gefasst? Dieser Frage sind 15 Redakteure von ZEIT und ZEITONLINE in den letzten acht Wochen auf den Grund gegangen. Die gemeinsame Suche war ein Projekt über alle Redaktionsgrenzen hinweg. Exklusiv auf ZEITONLINE finden Sie eine noch detailliertere Datenanalyse und eine Landkarte, die eine kurze Beschreibung jeder Tat enthält.

DIE ANGRIFFE

747 Straftaten gegen Flüchtlingsheime listet das Bundeskriminalamt von Januar bis Ende November 2015 auf. Wir haben uns auf die 222 Delikte beschränkt, deren Ziel es war, Unterkünfte zu beschädigen oder zu zerstören und/oder die darin lebenden Menschen zu verletzen oder zu töten. Aufgeklärt und bestraft wurde bislang kaum eine Tat. Ein Vergleich mit »gewöhnlichen« Brandstiftungen und Wohnungseinbrüchen zeigt, wie groß das Versagen der Justiz ist.

Kategorie: Webreportage

Elisabeth Weydt, Jakob Fuhr und Christine Anas mit „Ackerbunt“

<http://ackerbunt.de/index.html>